



Burkhardt Huck

Ein Wolkenkuckucksheim im Isartal

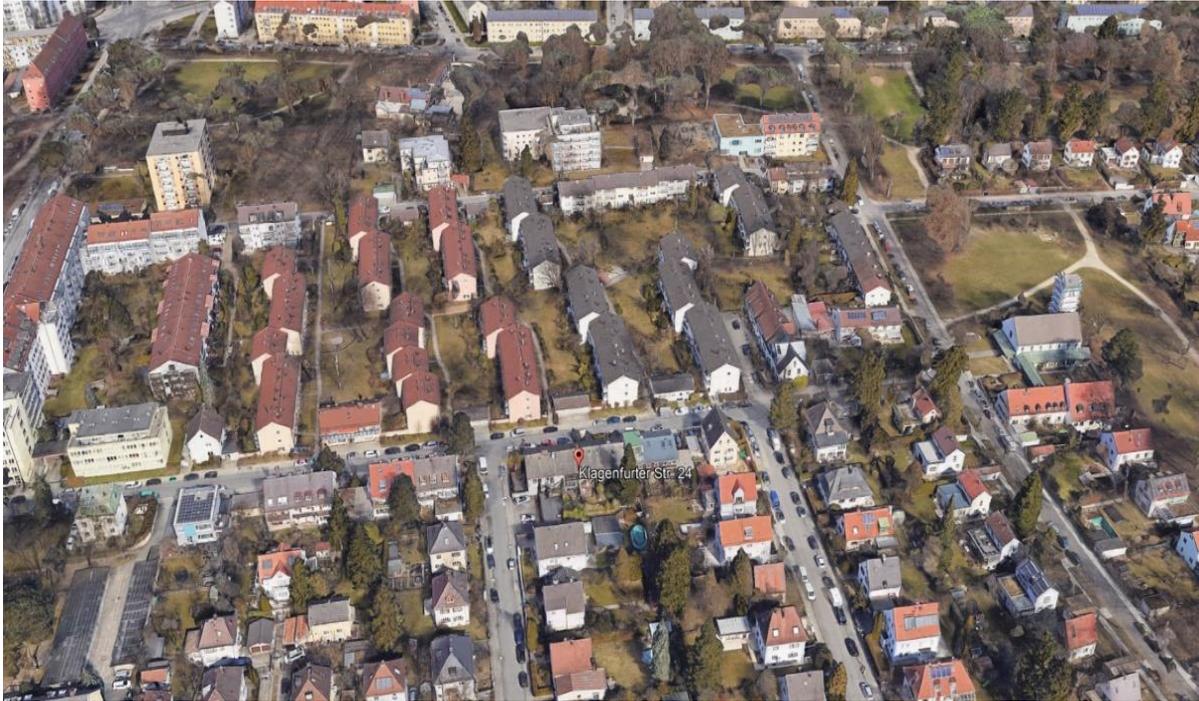
Erinnerungen an meine Jugend 1964-68

Inhaltsverzeichnis

<i>Herbst 1963 in München</i>	<i>Seite 3</i>
<i>Der erste Winter in Ebenhausen</i>	<i>Seite 63</i>
<i>Ohne Lösung im Jahr 1964</i>	<i>Seite 95</i>
<i>Extemporale in Geschichte</i>	<i>Seite 113</i>
<i>Schau heimwärts, Engel</i>	<i>Seite 154</i>

Herbst 1963 in München

Am Mittwoch, dem 11. September, habe ich meinen Koffer gepackt und den Hohenpeißenberg für immer verlassen. Um 11 ½ saß ich mit Fritzi und Onkel Kreppel im Auto Richtung Gräfelfing, dort blieb Fritzi bei Herrn Schroeter und um 14 Uhr wurde ich in München Ramersdorf in der Klagenfurter Straße bei Familie Peterich abgeliefert, die dort in einer neugebauten Reihenhaussiedlung mit kleinem Garten und großem Wohnzimmer zur Sonnenseite wohnten.

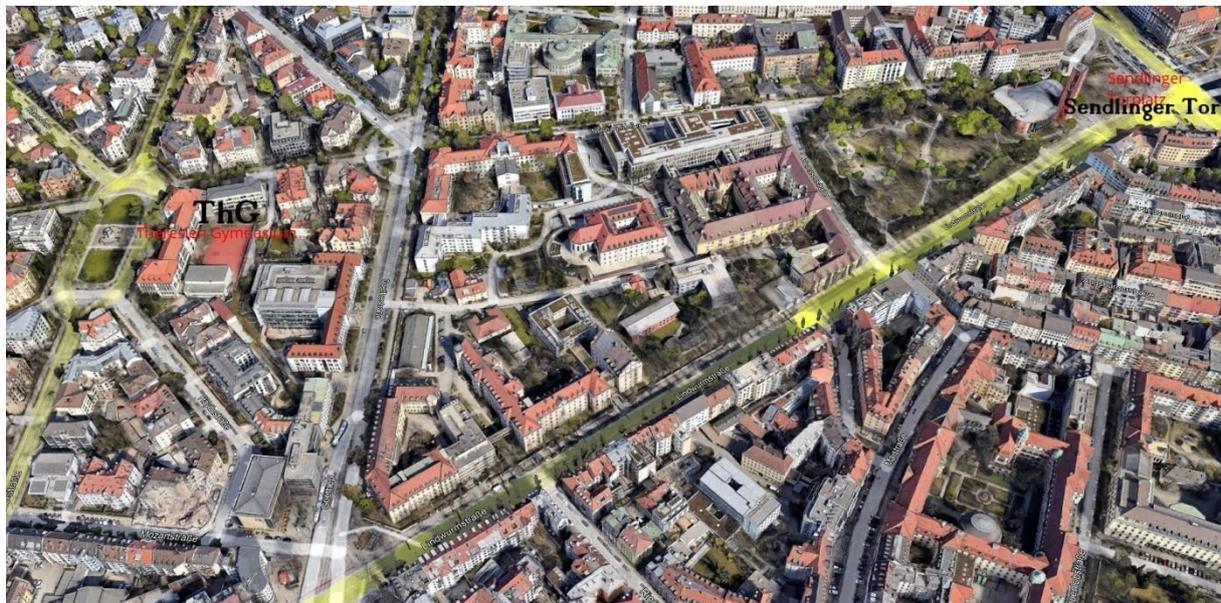


Mein kleines Schlafzimmer hatte ein großes Fenster zu diesem Garten und den Nachbargärten, die klein, aber von Duft erfüllt waren. Gabriele Peterich, genannt Gabi hatte mich erwartet, mir mein Zimmer im ersten Stock gezeigt und mich dann zum Kaffeetrinken im Wohnzimmer eingeladen. Sie war allein. Außer ihrem Mann und Tochter Sybille gab es einen weiteren Bewohner: Herrn Malmann, der eine ebenso kleines Zimmer vor allem als Schlafkammer benutzte. Er verließ das Haus morgens und kam meist spät zurück. Auch ihr Mann Werner verließ das Haus jeden Morgen und kehrte erst zum Abendbrot zurück. Die Tochter kam um ein Uhr von der Schule in der Nähe zum Mittagessen. Gabi selbst war früher Schauspielerin und vermisste ihren Beruf. Werner war Übersetzer aus dem Englischen und Lektor beim Piper Verlag. Er fuhr jeden Morgen mit der Tram zu seinem Büro in der Georgenstraße in Schwabing. Gabi fragte mich, ob ich meine neue Schule schon gesehen hätte. Das war nicht der Fall. Die große schlanke, gelegentlich müde wirkende Frau, war plötzlich hell wach und holte einen dieser neuartigen Faltpäne von Falk und suchte den Kaiser-Ludwig Platz. Sie war eine Zugereiste, aber lebte schon seit einigen Jahren in München. Trotzdem musste sie lachen, als sie feststellte, dass meine neue Schule ganz nah an der Theresienwiese und dem Oktoberfest lag. Sie riet mir, heute schon die Strecke abzufahren, die wäre nämlich nicht leicht, vor allem im morgendlichen Stoßverkehr. Sie ging später mit mir auf die Klagenfurter Straße und zeigte mir den Weg durch die Grünanlagen und Siedlungen zur Ramersdorfer Kirche an der Trambahnschleife und Endhaltestelle der Linie 21, die damals durch das Isartor und über Marienplatz und Stachus bis zum Romanplatz im Westen fuhr. Deshalb musste ich am Isartorplatz umsteigen, um über Rumfort- und Müllerstraße zum Sendlingertorplatz zu kommen. Gabi hatte recht: Es war gar nicht so einfach von der Klagenfurter Straße zur Schule an der Theresienwiese. Ich brauchte 15 Minuten zu Fuß zur

Endhaltestelle an der Ramersdorfer Kirche. Dort musste ich feststellen, dass die nächste Tram in zehn Minuten abfährt. Die Fahrt durch die Rosenheimerstraße bis zur Isar schien endlos. Sie war voller Verkehrsampeln und Haltestellen. Die Tram brauchte dazu fast eine halbe Stunde mit Umsteigen am Isartorplatz und über Rumfort und Müller Straße bis zum Sendlinger Tor weitere 15 Minuten. Am Sendlinger Tor hatte ich die Wahl auf eine Tram zu warten, die mich über die Lindwurmstraße zum



Goetheplatz bringen würde, oder zu Fuß an der neugebauten evangelischen Matthäuskirche vorbei über die Nußbaumstraße zum Theresien-Gymnasium am Kaiser-Ludwig-Platz zu gehen. Pi mal Daumen musste ich mit etwa 90 Minuten am Morgen und etwa 70 Minuten am Mittag rechnen. Schließlich stand ich vor dem Gebäude, in dem ich in den nächsten vier Jahren etwa 200 Tage pro Jahr, also insgesamt 800 Tage verbringen musste, um die Universitätsreife zu erlangen.



Das war schon eine gruselige Vorstellung, die noch bedrückender war, weil ich wieder an einer Schule nur für Jungen unterrichtet werden sollte. Das ThG war ein humanistisches Gymnasium in der Tradition des Königreichs Bayern. Es war das fünfte der großen Gymnasien der Stadt München aus der Gründerzeit. Es wurde 1896 eröffnet und überstand den Krieg 1945 ohne großen Schaden. Das Foto unten zeigt es zur Zeit des Königreich Bayern. Als ich am Kaiser-Ludwig-Platz angekommen war, konnte ich das Gebäude in seiner ganzen Dimension sehen. Ich dachte erst, ich hätte mich geirrt,

denn ich sah ihm die Schule nicht an. Es schien ein Amtsgebäude, etwa ein Gericht zu sein. Erst als ich vor den korinthischen Säulen des Hauptportals stand und zum Tympanon hochblickte und die Inschrift entdeckt hatte, war es klar, dass es meine Schule war. Es war inzwischen 18 Uhr. Die Türen am Haupteingang und der Eingang an der Nußbaumstraße waren geschlossen. Ich machte mich auf



den Weg zurück nach Ramersdorf. Ich hatte noch keinen Schlüssel und musste auf den Klingelknopf drücken. Die neunjährige blonde Tochter Sybille öffnete. Sie kannte mich vom Besuch mit ihrer Mutter am Hohenpeißenberg. Sie forderte mich auf reinzukommen und ihr zu folgen. Sie ging zur Treppe, die in den Keller führte. Dort gab es eine kleine Küche und einen Essraum mit einem Tisch, an dem ihr Vater und ihre Mutter saßen. Sie hatten ihr Abendbrot bereits beendet und ich kam gerade rechtzeitig, um meines nachzuholen. Ihr Vater, Werner Peterich, gab mir später einen Hausschlüssel und für alle Fälle den neuen Faltstadtplan zur Orientierung.

Durch das große Fenster in meinem kleinen Zimmer, das vertikal etwa dreißig Zentimeter nach innen gekippt werden konnte, um die kühle Nachtluft einzulassen, klang der Gesang der Zugvögel, die in den Gärten ringsum übernachtet hatten und weckten um sechs Uhr bevor der Wecker klingelte. Ich war sofort hellwach. Ich wusste, dass es nicht einfach sein würde zur Schule zu kommen, sondern ahnte, dass der beginnende Tag meine volle Konzentration fordern würde. Ich konnte das Badezimmer von Gabi und Werner benutzen. Nach Morgentoilette und Ankleiden eilte ich zur Trambahnschleife an der Ramersdorfer Kirche. Um sieben Uhr fuhr die Tram Richtung Stadtmitte. Um sieben Uhr dreißig stand ich an der Haltestelle Rumfortstraße am Isartorplatz mit Dutzenden von Menschen, die wie ich auf die Tram Nummer 9 vom Effnerplatz zum Gondrellplatz warteten. Als die



endlich einfuhr, war sie bereits so voll, dass die Türen offen blieben, weil die Leute selbst auf den Trittbrettern im Eingang standen. Eine fuhr vor meiner Nase ab, dann verstand ich, dass ich mein Ziel nur mit konzentrierter Resoluthet rechtzeitig erreichen würde. Am Sendlinger Tor wurde mir klar, dass ich wie gestern, schneller zu Fuß über die Nußbaumstraße ans Ziel komme als mit der Straßenbahn über den Goetheplatz. Ich erreichte mein Ziel um ¼8. Den Kaiser-Ludwig-Platz gab es seit 1886 im Münchner Stadtteil Ludwigsvorstadt. Er wurde benannt nach Kaiser Ludwig IV. (etwa 1284 bis 1347) auch als Ludwig der Baier bekannt. Seit 1905 steht das von Matthias Pschorr junior (1834–1900) gestiftete Denkmal für den einzigen bayerischen Kaiser des Heiligen Römischen Reichs

Deutscher Nation (962-1806) im Zentrum des Platzes. Das Reiterdenkmal wurde von Ferdinand Freiherr von Miller entworfen und gegossen. Ich hatte noch nicht von einem bayerischen Kaiser gehört, wohl aber von der Brauerei Hacker und Pschorr und ihren riesigen Lagerkellern an der Landsberger Straße entlang der Gleise zum Hauptbahnhof an der Hackerbrücke. München war die Stadt des Oktoberfests und der sechs Münchner Brauereien Spatenbräu, Löwenbräu, Augustiner, Hacker-Pschorr und Hofbräu, die das Recht hatten dort Bier anzuzapfen und zu verkaufen. Das Denkmal für einen bairischen Kaiser von annodunnemal fand ich genauso aus der Zeit gefallen wie das Denkmal für Prinz Eugen auf dem Wiener Heldenplatz: Erinnerungen an die glorreichen Zeiten des letzten Jahrhunderts eines Jahrtausends monarchischer und klerikaler Herrschaft, das 1918 endete.



Der Haupteingang im Erdgeschoß war unverschlossen. Ich folgte einem Hinweisschild „Sekretariat 1. Stock“ und klopfte an die Tür desselben. Eine Frauenstimme rief mich herein. Die Sekretärin war überrascht von meinem frühen Besuch und als ich versuchte, ihr die Gründe darzulegen wurde sie unwirsch. Sie meinte zur Klärung der Angelegenheit müsste sie erst mit meinem Klassenleiter Oberstudienrat Dr. Heinz sprechen. Erst dann wäre sie auch in der Lage mir den Schülerausweis auszustellen, den ich brauchte, um mir eine entsprechend vergünstigte Monatskarte für die Straßenbahn zu kaufen. Dann nannte sie mir die Nummer und Lage des Unterrichtsraums der Klasse 10 a im zweiten Stock des Seitenflügels zur Nußbaumstraße und ich machte mich auf den Weg dorthin. Vor der noch verschlossenen Tür des Klassenraums hatten sich etwa zwanzig Schüler versammelt. Die meisten von ihnen waren hier seit fünf Jahren, hatten die Schule nie gewechselt und waren Einheimische aus München. Ich stand wie vor drei Jahren in Weilheim abseits, wartete mit müden Augenlidern, beobachtete wie sie sich foppten, balgten und mich, den Neuling, mit schrägen Blicken musterten. Es dauerte nicht lange bis der Klassenleiter, ein älterer Herr von mittelgroßer Gestalt mit Brille, Anzug, Stirnglatze und widerborstigen weißen Haaren wie Albert Einstein erschien, aufsperrte, seine Aktentasche auf dem Lehrertisch ablegte, wartete, bis alle ihren Platz eingenommen hatten und ich der Einzige war, der noch stand. Er hatte so eine Brille auf, die die

Augen seines Trägers stark vergrößert. Mit diesen kalten, großen Eulenaugen sah er mich an und fragte: „Und wer sind Sie?“ Das „Sie“ klang schon mal gut. Ich antwortete mit meinem Namen und mit der Rückfrage: „Hat meine Mutter Sie nicht informiert?“ Das kam aber nicht gut an. „Sie plätzen hier fast zwei Wochen nach Unterrichtsbeginn in meine Klasse und stellen Gegenfragen? Wo waren sie denn seit dem 3. September?“ Ich fühlte mich ziemlich unwohl, denn ich hatte erwartet, dass meine Mutter mich ordnungsgemäß angemeldet und auch mein verspätetes Erscheinen angekündigt hatte und sagte das dem aufgebrauchten Klassenleiter. Dadurch erfuhren alle künftigen Klassenkameraden von unserem Umzug, meiner Tätigkeit auf der Baustelle und meinem Erholungsurlaub im Saarland. Dr. Heinz kündigte an, die Verlässlichkeit meiner Aussage nach der Deutschstunde im Sekretariat zu prüfen und wies mir einen Platz in der letzten Reihe am Fenster zu, mit dem ich vorerst zufrieden war. Ich hatte zwar den ganzen Tisch für mich allein, aber niemanden, bei dem ich spicken konnte. Nach der Schule holte ich im Sekretariat meinen Schülerschein ab. Damit konnte ich für acht Mark eine Schülermonatskarte für die Münchner Trambahn kaufen. Am Tag darauf verlief der Unterricht nach Lehrplan, ich holte meine Lehrbücher ab und schleppte sie in meiner kleinen Aktentasche nach Ramersdorf. Am Samstag hatte ich vier Stunden Unterricht, bin direkt nach der Schule nach Hause gefahren, hatte gebadet und erholte mich von der wilden Woche, als mir Gabi einen Brief von Shelagh aus England brachte.

29 Lakeside,
Marple
Cheshire.
9th September 1963.

Mein Liebes Puszy!

Bitte sei mir nicht böse, weil ich Dir nicht früher geschrieben habe und glaube nicht, daß ich Dich vergessen habe, weil das gar nicht wahr ist. Du bist immer sehr lieb und ich bin immer noch traurig, daß ich nicht bei Dir bin. Ich danke Dir viel für Deinen Brief und die Karte, die mir viele Freunde gemacht haben. Ich denke an Dich und ich hoffe, daß Du gute Ferien verbracht hast. Die bist Du im so einem kleinen Dorf, das so weit von Hohenpeissenberg ist? Ich kenne es nicht, aber Du weißt ja, daß ich dumm bin!

Also weißt Du, wo ich was? Ich was eine Woche mit zwei Freundinnen in einem Wohnwagen in Norfolk, ganz neben einem Meer. Es hat fast jeden Tag geregnet, und ich habe nur einmal gebadet, aber es war ganz gut. Aber die ganze Woche habe ich an Hohenpeissenberg gedacht und an was da passiert. Wirklich hatte ich große Heimweh auf Deutschland. Nun bin wieder zu Hause und ich bleibe hier noch drei Wochen und ich muß viel lesen und studieren.

Als ich von Dir Abschied gemacht habe, waren wir sehr langsam gefahren und wir hatten eine Stunde Verspätung als wir in München ankamen. Ich habe mit dem frigen Eis gegessen und wir haben geredet und dann in den Hofbräuhaus gegangen (nur zu sehen!) und nachher waren wir zu dem Flughafen gefahren. Ich hatte beinahe geweint, weil es so traurig war, alle und alles in Deutschland zu verlassen. Ich weiß, es war blöd von mir, aber es war so einsam und ich war so alleine. Aber nach einer Dreiviertelstunde war der frige wieder da mit ein paar Bilder im Flughafen. Es war sehr nett von ihm und ich war froh, daß ich die Bilder die ganze Fahrt sehen konnte. Also bin ich nicht dumm!!

Ich habe Recht gehabt, als ich Dir gesagt habe, daß ich die Sterne sehen könnte. Ich habe die alle gesehen und ich habe gedacht an was Du mir gesagt hast. Hast Du das vergessen? Jetzt ist es langweilig zu Hause,

Der Brief hat noch zwei weitere Seiten, auf denen sie berichtete, dass sie in zwei Wochen ihre Fahrprüfung machen wird und dass ihre Eltern in ein älteres, aber größeres Haus umziehen werden. Sie freute sich darüber, dass ich nächsten Sommer nach England kommen werde, aber ich könnte doch auch zu Weihnachten oder an Ostern kommen. Daran hatte ich noch nicht gedacht, weil die Reise mit der Bahn von München zur Fähre von Oostende nach Dover und dann wieder mit der Bahn durch halb England nach Marple nicht nur sehr lang, sondern auch kostspielig war.

An diesem Wochenende war ich mit Michael Ehrengut in Hechendorf verabredet und bestieg um 1/5 am Starnberger Bahnhof den Zug nach Herrsching und von dort per Anhalter nach Hechendorf. Zur Abenddämmerung nahm Michaels Vater ihn und mich mit auf die Pirsch in seinem Revier in einem Waldgebiet mit einem Weiher mit viel Schilf und



einem Hochsitz in der Nähe. Auf dem saßen wir zu dritt schweigsam auf einer Bank und der Jagdhund in Wartstellung am Fuß der Leiter. Vater und Sohn hatten ihre Jagdgewehre griffbereit und ihr Fernglas in den Händen. Bis auf das Surren der Mücken war es ruhig und ich fand es sehr erholsam. Der Tag war gut warm und auch für die kommenden Tage sollte es so bleiben. Es wurde langsam dunkler. Michaels Vater verlor die Geduld und schickte seinen Hund los. Der schlich dicht am Boden zum Schilf, sprang hinein und scheuchte ein paar Enten auf. Sie flogen hoch, der Vater griff sein Gewehr, Michael hielt sich die Ohren zu, ich folgte seinem Beispiel und dann knallte es. Es waren Stockenten, die versuchten tief über das Wasser fliegend zu entkommen. Der grünköpfige Enterich entkam, aber seine unauffällige Begleiterin hatte weniger Glück. Die Schrotladung traf, sie fiel ins Wasser. Ein zweiter Schuss galt dem Erpel, der noch weiterflog, bevor er am anderen Ufer im Schilf abstürzte. Der Hund schwamm los, schnappte die Ente mit seinem Maul am Hals, schwamm mit ihr ans Ufer und brachte sie zum Vater, der sie hochnahm und mit einer ruckartigen Bewegung den Hals umdrehte. Er war Chirurg und wusste, wie man das macht. Ich fand es so eklig wie Hühnern den Kopf abzuschlagen oder Schweine mit dem Hammer zu betäuben, ließ mir aber nichts anmerken. Der nicht geborgene Erpel machte ihm Sorgen. Wir mussten morgen noch mal nach dem Kirchgang am Tag herkommen und die Landestelle absuchen. Als wir zurückkamen in die Villa mit Seeblick in Hechendorf war es bereits dunkel. Es gab Abendbrot und Weißwein. Das ist im Kalender vermerkt. Der Spruch der Woche lautete: „Die Welt von morgen gehört denen, die die Freude künden.“ – Friedrich Heer



Am Sonntag, dem 15., September, „*Sieben Schmerzen Mariä 15. So. n. Pf. 656/586 Ged.*“ steht mit Kuli geschrieben: „ $\frac{1}{2}$ 10 auf, Frühstück, Kirche Widdersberg, Ente aus dem Weiher geholt, Mittagessen, dann mit Michael zum See, mit Boot raus ins Wasser. 18 zurück am Bhf München, Peterichs, Haus-aufgaben.“ Widdersberg war ein Dorf im Südosten des Pilsensees mit einer Pfarrkirche im bayerischen Barock und Zwiebelhaube auf dem Glockenturm. Unweit davon gab es auch obigen Teich oder Weiher. Die Ente wurde vom Hund gefunden, was gut war, denn es gehört zu den Pflichten eines Jägers angeschossene Enten zu bergen, beziehungsweise ihnen den Hals umzudrehen, was weniger gut, aber verständlich war. Eine knusprig gebratene Entenbrust mit Knödel, Soße und Blaukraut ist eine Leckerei, vor allem wenn man sie nicht selbst schießen und kochen musste.

Montag am Nachmittag habe ich einen Brief an Shelagh geschrieben, Dienstag erwischte mich eine Extemporale im Griechischen auf dem falschen Fuß und die mündliche Befragung im Englischunterricht endete schändlich. Am Dienstagabend habe ich den Brief an Shelagh in den Briefkasten an der Ramers-dorfer Kirche eingeworfen und blieb am Schaukasten des Metro-Kinos direkt neben der Kirche stehen. Der Film des Tages war: „Die weiße Spinne“, ein deutscher Kriminalfilm aus dem Jahr 1963 mit Joachim Fuchsberger und Karin Dor in den Hauptrollen. Der Film und seine Darsteller waren deutsch, aber die Geschichte spielte in London der sechziger Jahre. Fuchsberger verfolgte als geheimnisvoller Inspektor Conway von Scotland Yard eine Mörderbande,

die den leidenschaftlichen Spieler Richard Irvine durch einen fingierten Autounfall ermordet und dessen Frau Muriel, gespielt von Karin Dor, zur Witwe gemacht hatte. Als Erkennungszeichen hatten die Mörder einen Schlüsselanhänger in Form einer kleinen Spinne aus Glas hinterlassen, die als einziges Beweisstück den Brand des Autos überstanden hatte. Der Film war in Schwarz-Weiß, dauerte 100 Minuten und bestand fast nur aus Aufnahmen von Innenräumen, die sich angeblich in der Stadt London befanden. Er war überflüssig wie ein Kropf, aber weil ich dafür bezahlt hatte, war es besser ihn zu bis zum Schluss anzugucken, als allein in meinem kleinen Zimmer zu sitzen und auf den Donnerstag zu warten. Dann würde ich zum ersten Mal mit der Isartalbahn vom Holzkirchner Bahnhof an der Bayerstraße nach Ebenhausen fahren. Mutti hatte Gabi und mich zum Richtfest unseres neuen Hauses am Nachmittag eingeladen.

Am Donnerstag früh fuhr ich zum dritten Mal mit der Trambahn. Um sieben Uhr zur Schule und um 13 Uhr zurück nach Ramersdorf zum Mittagessen bei Gabi in der Küche in der Klagenfurter Straße. Um vier Uhr gingen wir zusammen zur Trambahnhaltestelle und fuhren mit der Linie 21 über den Isartorplatz zum Stachus, stiegen dort um in die Linie 19 über die Bayerstraße, an der Südseite des Hauptbahnhofs vorbei zum Holzkirchner Flügelbahnhof, einem bescheidenen Gebäude mit einer Bahnhofshalle im ersten Stock, zu der eine breite Eingangstreppe führte. Oben gab es drei Schalter und ein Hallendach auf Stützbalken, das nur die Bahnsteigsperrn vor Regen schützte. Die vier Bahnsteige waren nicht überdacht. Auch der seitliche Durchgang zu Gleis 11 in der Haupthalle war nicht überdacht. Der Donnerstag war bisher sonnig und warm, wie fast alle Tage seit meiner Ankunft, aber es fiel mir auf, denn selbst im kleinen Weilheim waren die Bahnsteige überdacht. Dafür war der



Zug am Bahnsteig Richtung Wolfratshausen recht fortschrittlich: Er wurde von einer elektrischen Lokomotive gezogen. Wir verließen München mit geöffneten Fenstern und ich konzentrierte mich darauf, mir die Namen der Stationen zu merken. Es dauerte etwas, bis wir die ausgedehnten Anlagen der Hacker-Pschorr-Brauerei an der Hacker-Brücke und das imposante Gebäude des Hauptzollamts an der Donnersberger Brücke passiert hatten und Richtung Süden fuhren. Auf beiden Seiten der Bahnanlagen erstreckten sich niedrige Hallen, Lagerplätze und Betriebsgebäude bis die Bahn den ersten Haltepunkt München Harras erreichte. Der Bahnsteig lag auf einem Hochdamm und vom gleichnamigen Platz war nichts zu sehen, denn dichtes Grün versperrte die Sicht. Es folgte der Bahnhof München-Mittersendling mit ausgedehntem Bahngelände und im Anschluss durchquerte der Zug ein Industriegebiet und stoppte in dessen Zentrum an der Haltestelle Siemenswerke mit einem weithin sichtbaren Hochhaus und dem Firmennamen SIEMENS auf dem Dach. Dort stiegen Pendler Richtung Wolfratshausen zu. Nach dem nächsten Bahnhof von München-Solln überquerte die Isartalbahn auf einer Brücke die Bahnlinie nach Holzkirchen in einer großen Kurve nach Süden, erreichte den Bahnhof von Großhesselohe und fuhr nun auf der Isarhöhe über Pullach, Höllriegelskreuth und Buchenhain meist durch Wohnsiedlungen oder Waldgebiete. Erst in Baierbrunn merkte man, dass man sich dem Voralpenland näherte, denn zwischen Hohenschäftlarn und Ebenhausen waren die Alpen vom Zug aus kurz zu sehen. Fahrzeit Hauptbahnhof-Ebenhausen, elf Haltestellen, 25 Kilometer, 45 Minuten davon ab: 11 Haltestellen x 2 Minuten = Fahrzeit 23 Minuten. Berechnen Sie die Durchschnittsgeschwindigkeit! Gabi hatte keine Lust darauf. Ich guckte auf die Uhr als wir den Zug verließen und uns zu Fuß auf den Weg zum Haus in der Zellerstraße

machten. Wir gingen die B11 Richtung Ortsende und bogen nach rechts über eine Eisenbahnbrücke auf die Alpenblickstraße zur Zellerstraße. Beide waren damals noch nicht geteert, ohne Gehsteige und nur wenig bebaut. Unser Haus war damals das vorletzte an der Zeller Straße in Richtung Irschenhausen und so sah es aus als wir am 19. September 1963 20 Minuten nach Ankunft am Bahnhof davorstanden. Auf dem Banner über Terrasse stand der Name der Firma, die das Haus in Fertigteilen geliefert und errichtet hatte: Rachel Montagehaus, Klingenberg, Bayer. Wald. Gabi las es laut, lachte und fragte schnippisch: „Ein Montagehaus? Wo wohnt ihr an



den anderen Wochentagen?“ Sie mochte Kalauer und ich freute mich, dass sie fröhlich war und sich für den Anlass ein hübsches buntes Sommerkleid angezogen hatte. Im Haus trafen wir ein Dutzend Menschen, die an provisorischen Biertischen saßen, Brotzeit machten, zumeist bereits einige Helle und ein paar Stamperl Schnaps getrunken hatten und Richtfest feierten. Auch Onkel Kreppel, seine Eltern, Mutti und Wölfi saßen dort auf einer Bank mit Herrn von Horvath und dem Architekten Ensslin. Wir setzten uns dazu. Es gab Teller und Becher aus Pappe, Semmeln, Ripperl, saure Gurken, Rettich und Limburger wie auf einer Baustelle. Nun hatte das Haus einen Dachstuhl und ein Dach, das mit Teerpappe eingekleidet auf den Dachdecker wartete. Der Rohbau war fertig, der Keller noch unverputzt, die Böden nackt. Es gab weder Wasserversorgung noch Heizkörper, Elektrik oder Verglasung. Es dürfte wohl zwei Monate dauern, bis das Gebäude bezugsfertig sein wird.



Nach der Brotzeit und zwei Flaschen Bier ging ich mit Gabi zurück zum Bahnhof Ebenhausen und wir bestiegen um sieben Uhr die Eisenbahn zum Holzkirchner Bahnhof in München. Die Innenbeleuchtung des Waggons war eingeschaltet. Die letzte Trillerpfeife, die ich hörte, war die bei der

Abfahrt vom Bahnhof Pullach. Dann bin ich wohl eingeschlafen und erst am Bahnhof Harras wieder aufgewacht. Ich war froh, dass Gabi dabei war und vor Ort sehen konnte, dass ich wohl doch noch länger bei ihr wohnen musste. Das hatte Mutti mal wieder genial eingefädelt, dachte ich, als ich später in Ramersdorf in meinem Bett lag und das Licht ausknipste.

Am nächsten Tag war ich vier Stunden in der Schule und habe anschließend in Ramersdorf bei Gabi in ihrer Kellerküche Mittag gegessen. Dabei hat sie mir von einer Komödie erzählt, die im Großmarktviertel ‚Les Halles‘ von Paris spielt. Sie war schon einmal in Paris und hatte auch diesen Markt besucht, der in den frühen Morgenstunden voller Leben war, weil dann die Waren für den Markt frisch geliefert und in den Verkauf gingen. Sie liebte diese Stadt. Vielleicht war das der Grund, warum sie manchmal so melancholisch wirkte wie meine Mutter. Die Erstaufführung des Films fand letzte Woche in einem Kino mit dem Namen Tivoli in der Neuhauser Straße statt und dort lief er noch immer. Das wusste sie aus der Süddeutschen Zeitung, die ihr Mann abonniert hatte und die er täglich mitnahm, wenn er zu seinem Büro fuhr. Er brachte sie häufig auch abends wieder nach Hause mit und legte sie im Wohn-zimmer ab. Ich war sofort entschlossen nach den Hausaufgaben in die Innenstadt zu fahren, um mir diesen Film anzusehen. Vom Marienplatz reichte die Kaufinger Straße etwa bis zum Kaufhaus Hirmer, einem Geschäft für gehobene Damen- wie Herrenbekleidung und entsprechendes Zubehör auch für die Gören. Von dort an, nahe Ettstraße und Färbergraben, bis zum Karlstor hieß sie Neuhauserstraße. Der Eingang zum Kino lag am Ende einer kurzen Passage im Haus Nummer 5. Es war kein Filmpalast, aber ein modernes Kino mit etwa zweihundert Sitzplätzen. Die

erste Szene des Films Paris in die Rue Gehsteigen leicht auf Kundschaft sie im *Hotel Casanova* nachgehen können, in Frankreich ebenso Deutschland, wo man Mädchen Huren oder Unter den Mädchen, *Casanova* auf Kunden



auch die Hauptdarstellerin des Films mit einem Fummel leicht bekleidet und mit einem Schoßhündchen auf dem Arm, als ein Mann mit Hut und Mantel sie ansprach und mit ihr im Hotel verschwand. Aber während Titelei, Besetzungsliste und anderes abliefen, war zu sehen, wie er und andere Kunden im Hotelzimmer ihre Brieftaschen öffneten, um die Dame mit dem Schoßhündchen zu bezahlen. Dann begann der Film mit einem Schwenk auf eine Straße, auf der ein Straßenfeger mit einem Reisigbesen das Wasser Pflaster floss, zu den fegte. Als er zwei mit roter ineinander verschränkte Herzen wie Blut vom Pflaster Männerstimme: „Das ist die Geschichte von Leidenschaft, schwenkte von der Straße über Straßen und Plätze von Paris, Wasser gereinigt wurden. Sie geschäftige Treiben in den Fleisch, Obst und Gemüse oder in der Rue Casanova ankam und richtete. Hinter den



den schwarz-haarigen und schnauzbärtigen Patron an der Theke des Bartresens bei der Arbeit sehen. Die Bar und Tische an den Fenstern waren dicht besetzt und im Billardsalon stand ein Dutzend Männer um den Billardtisch. Einer dieser Männer, ein schlanker großer Kerl mit Hut, Anzug und

führte direkt nach Casanova, auf deren bekleidete Mädchen warteten, mit der ihrem Geschäft das, wie ich wusste, verboten war wie in die käuflichen Nutzen nannte. die dort am *Hotel* warteten, stand

der Straßenreinigung, das über das Abflussöffnungen am Rinnstein Farbe auf das Pflaster gemalte sah, hielt er kurz inne, bevor er sie schrubbte. Dann sprach eine Geschichte der Irma la Douce, eine Verlangen und Tod.“ Die Kamera das Häusermeer und hinab in die die im Morgengrauen mit viel schwenkte zurück auf das großen Markthallen für Fisch, Molkereiprodukte bevor sie wieder sich auf die Bar *Chez Moustache*, erleuchteten Fenstern konnte man

Zigarette im Mundwinkel fiel besonders auf. Es war Irmas Zuhälter Hippolyte, den sie eben aufsuchte, um ihre Tageseinnahmen abzuliefern. Er war unzufrieden mit ihren Einnahmen und schickte sie zurück auf die Straße. Wenig später erschien der Revierpolizist beim Patron in der Bar. Er hatte dem Treiben zugesehen, ohne einzuschreiten. Er war auch nicht deshalb gekommen, sondern um das Schutzgeld für sein Schweigen einzutreiben. Die Zuhälter zahlten wie gefordert und der Polizist verließ die Bar mit gefüllten Taschen. Das war offene Bestechung. Der Patron des *Chez Moustache* ärgerte sich über seine Ohnmacht. Am Morgen dieses Tages begann der junge Polizist Nestor Patou den Dienst. Er war neu in diesem Bezirk und unterwegs auf seinem ersten Streifengang durch das ihm unbekannte Revier und seine Bewohner. Er schlenderte mit seiner schicken Uniform und weißem Schlagstock am Handgelenk baumelnd durch die Rue Casanova und wunderte sich über die Mädchen, die so früh am Morgen auf der Straße standen und sprach eine von ihnen an. Es war Irma, die an diesem Tag in einer schwarzen



geschlossenen Bluse und ihrem weißen Hündchen auf dem Arm am Eingang des Hotels stand und auf Kundschaft wartete. Nestor stellte sich ihr als der neue Revierpolizist vor und fragte, was all die Mädchen im Morgengrauen auf der Straße machten. Irma meinte die würden sich die Beine vertreten, doch er wurde den Verdacht nicht los, dass es sich um Straßenmädchen handelte und ging zum Wirt am Tresen des *Chez Moustache*, gegenüber, bestellte ein Mineralwasser, nahm seinen Uniformhut ab und legt ihn mit der Öffnung nach oben auf einen Barhocker neben sich. Vom Tresen aus sah er, wie ein Straßenmädchen mit einem Gentleman in Trenchcoat und schwarzem Hut gegenüber im Eingang des Hotels Casanova verschwand. Er fragte den Patron, ob er das gesehen hätte. Der antwortete, ja, das sei ein Stammkunde. Der käme immer um diese Zeit und buchte Zimmer 763. Nestor legte nach: Er hätte bereits vier Paare beobachtet und fragte, was die da wohl machen. Patron: „Die machen Liebe“. Nestor: „Aber das ist verboten!“ Patron: „Sicher, das ist die Welt, in der wir leben. Liebe verstößt gegen das Gesetz, aber Hass nicht. Den kannst du überall gegen jeden einsetzen. Aber wenn du ein bisschen Wärme und Zärtlichkeit, eine Schulter zum Ausweinen oder ein Lächeln brauchst, musst du dich wie ein Krimineller in einer dunklen Ecke verstecken.“ Nestor: „Ich würde das nicht Liebe nennen!“ Patron: „Er spricht wie ein Kleinbürger.“ Nestor: „Es ist ein schamloses Laster, das ausgerottet werden muss!“ Patron: „Ihr Denken ist nicht nur unlogisch, sondern auch unwirtschaftlich.“ Er wisse wovon der spreche, denn er habe sechs Jahre als Professor

für Wirtschaft an der Universität von Paris, der Sorbonne gelehrt. Nestor: „Dann müssen sie mir zustimmen, dass die Leute ein Recht darauf haben, vor solchen Zuständen geschützt zu werden.“ Während der Patron die Vorzüge des bestehenden Systems erläuterte, von dem alle etwas abbekommen, auch die Polizei, saß Nestor mit dem Rücken zum Barhocker mit seiner Polizeimütze und konnte nicht sehen, dass ein Zuhälter nach dem anderen aus dem Billardraum schweigend zum Hut ging und Geldscheine hineinlegte. Als der Patron dann auch noch die Polizei als käuflich bezeichnete erhob sich Nestor empört, setzte sich seine Polizeimütze ohne dessen Inhalt wahrzunehmen schwingvoll auf seinen Kopf ohne dass eine Banknote herausfiel und rief laut: „Hier ist ein Polizist, der nicht käuflich ist!“, eilte zum Telefon an der Wand und forderte ein Überfallkommando an. Nach dem Anruf ging er mit seinem Schlagstock auf die Straße, wartete auf den Einsatzwagen, sah die Mädchen vor dem Hotel, ging hinein, fragte an der Rezeption nach dem Feuermelder, löste mit seinem Schlagstock den Alarm aus und eine Fluchtwelle von Straßenmädchen und ihren Freier über das Treppenhaus zum Empfang, wo sie Nestor knüppelschwingend erwartete und ihre Festnahme erklärte. Unter den Freiern befand sich auch der Chef des Polizeireviers in Zivil, der ihn davon abhalten wollte, aber Nestor erkannte ihn nicht und bestand auf strikter Einhaltung und sofortigem Vollzug des Gesetzes und dem Abtransport aller Straßenmädchen zur Feststellung der Personalien auf der Polizeiwache.

Die Fahrt eines Dutzend leichtbekleideter Mädchen in einem Transporter von Citroen unter Aufsicht des dienstbeflissenen Polizisten Nestor mitten unter ihnen dauerte fast sechs Minuten und war voller Komik und nackter Haut. Auf dem Revier stand Nestor am Tor des Käfigs, in dem nun alle Freudenmädchen eingesperrt wurden, auch Irma und ihr Hündchen, um die er sich liebevoll sorgte, bevor er zum Polizeichef gerufen wurde, von dem er eine Belobigung erwartete, aber feststellen musste, dass er dem Mann gegenüberstand, den er vor kurzem im Hotel Casanova kontrolliert hatte. Nun passierte, was passieren musste: Er nahm seine Polizeimütze ab und die Geldscheine flogen heraus wie eine Taubenschwarm vom Dach, wenn es knallt. Es folgte die fristlose Kündigung wegen offensichtlicher Korruption, auch sofortiger Rauschschmiss genannt. Das geschah alles in den ersten dreißig Minuten. In den nächsten dreißig Minuten sieht man, wie der arbeitslos gewordene Flic ohne Uniform zurückkehrt ins *Chez Moustache*, wo er den Zuhälter Goliath Hippolyte in einem grotesken Kampf von Mann zu Mann k.o. schlägt und ihn beerbt. Er ist von nun an Irmas Beschützer. Nestor und Irma verlassen zusammen die Bar und gehen im Regen zu ihr nach Hause, wo sie sich entkleidet, um zu Bett zu gehen. Ihm quellen die Augen über, als er ihre süßen kleinen Brüste sieht und er beginnt, die Fensterscheiben mit Zeitungen zu verhängen, als ob jemand aus der Dunkelheit zusehen könnte. Irma liegt inzwischen im Bett und beobachtet, wie er sich danach umständlich entkleidet. Als er nur noch in der Unterhose da steht begann Irmas Hündchen zu bellen. Es wurde von Irma wie die Zuschauer vom weiteren Geschehen ausgesperrt. Den Hund schob sie mit dem Fuß in den Flur und verschloss dessen Tür. Schnitt.

In den folgenden achtzig Minuten des Films trat nun Nestor als Irmas Zuhälter auf. Er konnte aber nicht ertragen, wenn sie auf Freier wartete. Er verkleidete sich mit Hilfe des Patrons des *Chez Moustache* als reicher englischer Lord X. Er umwarb sie, versprach Irma 500 Franc für jedes Treffen und erwartete als Gegenleistung, dass sie mit ihm eine Partie Patience spielt. Sie vereinbarten, sich zweimal die Woche zu treffen und Irma musste nun keine weiteren Freier mehr annehmen. Nestor arbeitete jede Nacht auf dem Pariser Großmarkt, um das nötige Geld zu verdienen. Nach der nächtlichen harten Arbeit war er aber tagsüber erschöpft und müde. Deshalb vermutete Irma eine Affäre. Sie flirtete in ihrer Enttäuschung mit Lord X, aber als sie ihn verführen wollte, gestand er ihr, dass er durch eine Kriegsverletzung keinen Geschlechtsverkehr vollziehen kann. Sie bewies ihm das Gegenteil und nach der erfolgreichen Verführung wurde Lord X nun zum Nebenbuhler von Nestor. Der hatte den Eindruck, dass Irma Lord X mehr liebte als ihn. Er entschied, den Anzug und Hut, den er als Lord X trug, in der Seine zu beseitigen. Hippolyte, Irmas ehemaliger Zuhälter beobachtete ihn dabei, deutete den Vorfall als Mord an Lord X und denunzierte ihn bei der Polizei. Nestor wurde verhaftet. Der Patron riet ihm, den „Mord“ zu gestehen, weil ihm die Geschworenen die bizarre Geschichte eines von ihm selbst gespielten Rivalen nicht glauben würden. Irma war überzeugt, dass er den Mord aus Liebe zu ihr begangen hatte und schwor ihm ewige Treue. Schließlich konnte Nestor mit Hilfe des Patrons Lord X wieder zum Leben erwecken und ließ ihn aus dem Wasser der Seine

nass, aber lebend, wieder auftauchen. Der Vorwurf des Mordes war mit der Wiederkehr von Lord X nicht mehr haltbar und Nestor vom angeblichen Mord entlastet. Irma war inzwischen schwanger und Nestor konnte das Gefängnis verlassen und heiratete sie wenige Minuten vor der Geburt ihrer gemeinsamen Tochter. Happy End! Vorhang zu. Lichter an, Ton aus. Die Zuschauer erhoben sich, die Klappstühle schlugen gegen die Lehnen, manche schlüpfen in Mäntel oder Jacken, obwohl es im Stadtzentrum noch immer so warm war wie in einer gut geheizten Stube im Winter. Ich war beschwingt und vermerkte im Kalender „bin halb verzückt spazieren gegangen.“

„Ins Kino gehen“ war schon immer eine Leidenschaft, die ich mit Wölfi teilte. Er kam am folgenden Samstag aus Ebenhausen und wir trafen uns nach Unterrichtsende auf der Theresienwiese, wo zur Mittagszeit die von festlich geschmückten Brauereipferden gezogenen Wagen mit Bierfässern gefolgt von den offenen Kutschen der Wiesenwirte und von Prominenten an den Festzelten eingetroffen waren und von der dichten Menge mit freudigen Rufen empfangen wurden. Nachdem die ersten

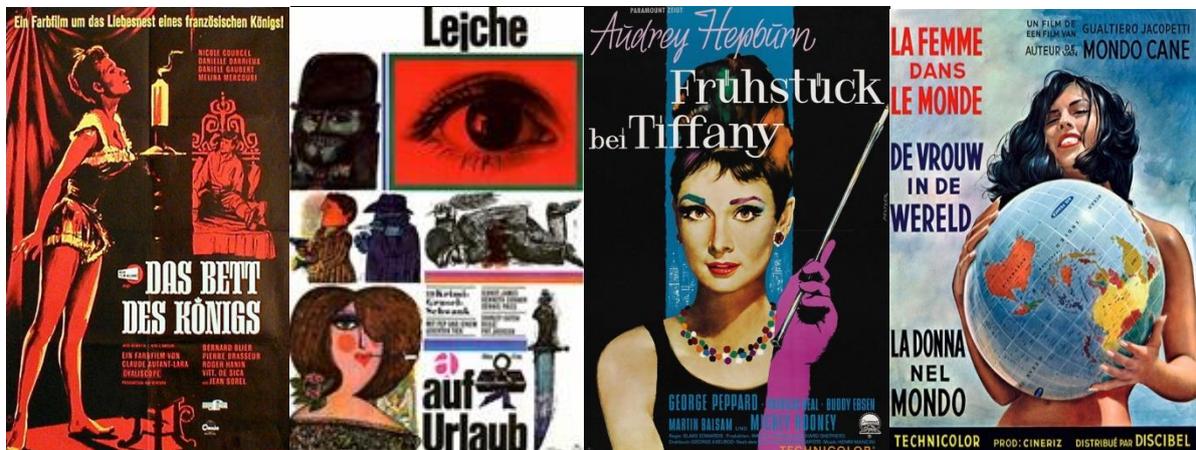


Zapfhähne in die Spundlöcher der Bierfässer geschlagen worden waren und das Bier die Krüge füllen konnte, erklang der Ruf, der den Erfolg verkündete: „Ozapft is!“ Wölfi und ich hatten noch nicht zu Mittag gegessen und weil Schweinsbraten und eine Maß Bier im Bierzelt auf der Wies'n doppelt so viel kosteten wie im Wirtsgarten der Bierstadt an der Bayerstraße, verließen wir die Wies'n und liefen zur Bayerstraße. Der Mathäser-Bräu wurde im Zweiten Weltkrieg durch Luftangriffe der Alliierten total zerstört. Erst im Dezember 1957 konnte auf dem 8100 Quadratmeter großen Areal die neu erbaute Mathäser-Bierstadt eröffnet werden. Bauherrin des 8100 Quadratmeter großen Areals am Stachus war die Löwenbrauerei. Der Mathäser-Filmpalast mit 1200 Sitzplätzen war das 129. Kino



in München. Das Herz des fünfstöckigen Gebäudes, das neben 4600 Quadratmetern Laden- und Büroflächen auch eine Tiefgarage für 180 Fahrzeuge hatte, war die Bierstadt. Sie bestand aus sechzehn Lokalen, die in ihrer Ausstattung völlig verschieden eingerichtet waren. Das waren

insgesamt 1055 Sitzplätze. Dazu kamen der kleine Festsaal mit 335, der Große Festsaal mit 1450 sowie der Biergarten mit 450 und die Terrassen mit 648 Sitzplätzen. Die Bierstadt verfügte über zwei eigene Metzgereien, fünf Küchen, sieben Schänken und 470 Angestellten. Die sechzehn Lokale boten Platz für über 5000 Gäste. Wöchentlich wurden 52000 Liter Bier, 42000 Essen, 15000 Weißwürste, 9000 Bratwürste und 22000 Paar Schweinswürste ausgegeben. Die Großküche hatte eine vollautomatische Geschirrspülmaschine mit Fließband, die erste und modernste ihrer Art in Deutschland. Wir fanden einen runden Tisch im Garten unter den Kastanienbäumen voller schwerer Früchte. Es gab Leberkäs mit Spiegelei, Bratkartoffeln und eine kleine Salatschale mit Salatblättern, geraspeltem Krautsalat, ein paar Scheibchen Gurke und eingelegter Sellerie mit einer sämigen Essigsauce. Das war günstiger als ein Schweinebraten und lag auch nicht so schwer im Magen. Wölfi kam nicht nur, um die größte Leinwand Deutschlands von einundzwanzig Metern Breite und achteinhalb Metern Höhe zu sehen, sondern auch einen Film der extra für solche großen Leinwände gedreht wurden. Der Film, den er ausgesucht hatte „Das Bett des Königs“ war ab 18 Jahren zugelassen. Wölfi kaufte zwei Tickets und wir gingen einfach rein und niemand fragte nach meinem Alter. Der Film war eine Erotikkomödie. König Heinrich IV. von Frankreich versuchte um 1600, eine junge Adelige zu seiner Geliebten zu machen, indem er sie eine Scheinehe mit seinem Neffen eingehen lässt. Trotz guter Besetzung und prächtiger Farbbilder mangelte es dem französischen Kostümfilm an Spannung, Erotik und Humor. Mein Kommentar im Kalender: „Schmarrn!“ Nach Filmende hat mich Wölfi in ein Geheimnis eingeweiht: den Schwarzmarkt in der Zweigstraße neben dem Mathäser. Auf den Gehsteigen flanierten dort Herrschaften mit Mantel und Hut und handelten nicht nur mit amerikanischen Zigaretten, sondern auch Uhren, Fotoapparaten, gefälschten Urkunden oder Handfeuerwaffen aller Art. Darunter waren auch Zuhälter, die Kunden für die Bars in der Goethestraße suchten. Wir haben 5x20er amerikanischen Pall Mall Schachteln für zehn Mark gekauft. Der Spruch der Woche meines katholischen Taschenkalenders war von Christian Morgenstern. „Der Welt Schlüssel ist Demut. Ohne ihn ist alles Klopfen, Horchen, Spähen umsonst.“



Sonntag um elf morgens traf ich mich mit Wölfi wieder am Stachus. Wir kamen, um den Trachtenzug zu sehen, der sich seit zehn Uhr vom Maxmonument über die Maximilianstraße quer durch die Innenstadt zur Theresienwiese bewegte. Es war ein angenehmer Herbsttag und die Menschen standen dicht gedrängt auf Gehsteigen und Plätzen, um das Spektakel zu beobachten. Später haben wir in den Fischstuben an der Prielmayerstraße panierte Seeschollenfilets mit Kartoffelsalat gegessen und sind anschließend wieder ins Kino gegangen. „Leiche auf Urlaub“ war eine altmodische Gruselkomödie um mysteriöse Morde unter den absonderlichen Erben eines scheinbar Verstorbenen auf einem düsteren englischen Landsitz. Sie war voller Situationskomik und Dialogen, die zum Lachen reizten, aber die Anhäufung schauriger Gruseleffekte ließ nach einer Stunde nur noch wenig Nervenkitzel aufkommen. Wir blieben trotzdem bis zum Schluss. Die nächsten Tage ging ich brav zur Schule und machte meine Hausaufgaben, aber Freitag am Nachmittag musste ich wieder ins Kino. Seit Mitte September konnte ich bei Peterichs zum Mittagessen auf der Gartenterrasse unter freiem Himmel sitzen und den, wie die Münchner ihn nannten „Altweibersommer“ genießen. Auch die

Nächte waren angenehm. Es regnete selten. Ich konnte auch abends im Biergarten ohne Pullover unter den Kastanien des Alten Wirts nahe Kino und Kirche sitzen und den Mädels in leichten Sommerkleidern nachsehen. München tat mir gut. Es war toll, trotz täglich mehrfacher Trambahnfahrten, in einer Großstadt mit so vielen Kinos zu leben. Gabi war nicht nur in Paris, sondern auch in Amerika. Wahrscheinlich hatte sie mir beim Mittagessen von dem Film mit dem Titel „Frühstück bei Tiffany“ erzählt. Ihr Mann war drei Jahre jünger als Onkel Kreppel, aber musste nicht mehr an der Ostfront. Werner war aus Hamburg. Dort war er aufgewachsen und hatte nach dem Abitur das Studium der Sprach- und Literaturwissenschaft begonnen und es später in Genua, Evanston/Illinois und München fortgesetzt. Seit den fünfziger Jahren übersetzte er Bücher aus dem Amerikanischen, Englischen, Französischen und Italienischen ins Deutsche. Mit Werner war Gabi in Amerika und auch in New York. Daher kannte sie die 5th (gesprochen fifs) Avenue, wo das Juweliergeschäft Tiffany seine wohlhabende Kundschaft bediente. Bisher kannte ich weder Diamanten noch die 5th Avenue und New York nur von der Postkarte, die Hanne Kannegießer 1956 an Onkel Kreppel nach Hohenpeißenberg geschickt hatte. Ich hatte sie nicht dabei, aber ich beschrieb



Gabi das Straßenbild mit Wolkenkratzern und Straßenkreuzern auf einer sehr breiten Straße vor einem dreieckigen Hochhaus an einer großen Kreuzung. Gabi versuchte meine Beschreibung zu verstehen. Wenn es eine sehr breite Straße war, muss es eine Avenue gewesen sein. Davon gab es zehn, die die Halbinsel Manhattan von der Südspitze bis nach Harlem im Norden vertikal durchziehen. Sie wurden von 142 nummerierten Querstraßen horizontal gekreuzt. Das Foto, an das ich mich erinnerte, könnte von der 5th Avenue stammen, die auch am höchsten Wolkenkratzer der Welt vorbeiführt. Gabi war vor ein paar Aussichtsplattform des Empire State Meter Höhe gefahren. Dort gab es Hohenpeißenberg und wenn man Querstraßen entfernt ein dreieckiges nannten es wegen seiner Form Juweliergeschäft Tiffany's lag etwa Central Park an der 57th Street. Dann Morgen vor den Schaufenstern des Holly, eine junge Frau im Alter von vom Land in die Weltstadt gezogen brasilianischen Großgrundbesitzer zu Südamerika mitnimmt. Sie war dem neuer Nachbar in der Wohnung neben dem jungen Schriftsteller Paul wollte Gabi nicht verraten, das könnte Gloria Filmpalast am Stachus im linken konnte ihn mit der Trambahn in dreißig



Jahren mit Werner mit einem Lift bis zur Standfernrohre wie auf dem Richtung Süden guckte, war nur zehn Gebäude zu sehen. Die New Yorker ‚Flatiron House‘, das Bügeleisenhaus. Das zwei Kilometer weiter in Richtung des erzählte Gabi, dass der Film am frühen Tiffany's beginnt. Audrey Hepburn spielte Gabi, also um die dreißig Jahre. Sie war und hoffte dort einen reichen finden, der sie heiratet und nach Ziel bereits sehr nahegekommen, als ein ihr einzog. Zwischen der jungen Frau und entwickelte sich eine Freundschaft. Mehr die Spannung mindern. Der Film lief im Bogen der Kolonnaden am Karlstor. Ich Minuten erreichen. Die nächste Vor-

stellung war um 18 Uhr. Gabi hatte noch einen Wunsch, bevor ich ging. Sie holte einen zehn Markschein aus ihrer Geldbörse, reichte ihn mir und bat mich, für sie zum Kiosk an der Balanstraße zu gehen. Dort sollte ich unter ihrem Namen eine Flasche Korn der Marke Doornkaat kaufen und diese diskret in einer Einkaufstasche nach Hause bringen. Nach meiner Rückkehr durfte ich eine Mark Wechselgeld behalten und machte mich auf den Weg zum Gloria-Palast am Karlsplatz. Ich hatte schon in Hohenpeißenberg Weinbrand oder Rum für Mutti beim Spar abgeholt und Herr Wild hatte mich bedient, obwohl ich noch nicht 18 Jahre alt war. Ich wunderte mich nur über den Schnaps, der in bayrischen Wirtshäusern selten auf der Getränkekarte stand: Doornkaat aus Norden in Ostfriesland nahe Norddeich an der Nordsee. Der dreifach gebrannte Korn war ein klarer Schnaps mit 38% Alkoholgehalt. Ich wusste noch nicht, wie er schmeckt und riecht, aber das ließe sich ja nach dem Kino herausfinden. Inzwischen saß ich im Zuschauerraum des Filmpalasts, die Wochen-



schau war vorbei, nach einer kurzen Pause erklang ein Gong, das Licht ging aus und der Film begann auf der 5th Avenue in New York. Die Kamera schwenkte auf den Gehsteig vor den Schaufenstern und das Eingangsportal von Tiffany & Co und der Straßenummer 272 in Silber. Der Eingang zum Geschäft ist links unten, zwischen dem Grün der Straßenbäume und dem blauen Spiegel eines Schaufensters



zu sehen. Ein gelbes Taxi kam näher und hielt am Gehsteig vor dem Eingang. Jemand entstieg dem Wagen. Man konnte hören, wie die Wagentür zuschlug, der Wagen anfuhr und seine Fahrt fortsetzte. Nun war der Fahrgast zu sehen. Eine schlanke junge Frau in einem schwarzen bodenlangen Abendkleid, mit dunklen, nach oben aufgetürmten Haaren, nackten Oberarmen und langen schwarzen Handschuhen bis über die Ellenbogen, steht mit dem Rücken zum Zuschauer. Das Kleid hat zwei Träger über den Schultern. Um den Hals trägt sie mehrere weiße Perlenketten übereinander.



In der linken Hand hält sie eine flache Abendtasche und etwas, das von fern aussah wie ein Pelzjäckchen. So stand sie vor dem mächtigen Tresor aus blankem Marmor, blinkendem Stahl, spiegelndem Panzerglas und vorgezogenen dichten Vorhängen aus Samtbrotkat, in dem Tiffany seine Schätze lagert und verkauft. Während im Vorspann die Darstellerliste eingeblendet wurde, konnte man

Audrey Hepburn dann auch von vorne sehen und nun wurde klar, dass das Pelzjäckchen eine viereckige Papiertüte war, der sie ein Stück Gebäck und später einen Becher Kaffee entnahm und während ihres Schaufensterbummels zu sich nahm. Dazu spielte die Musik des Liedes „Moon River“ ohne Text, aber mit viel Streichereinsatz und vokal begleitet von himmlischen Frauenstimmen. Ich kannte die Melodie und auch das Lied, aber nur in Englisch, das ich noch nicht verstand, obwohl es auch in der deutschen Hitliste ganz oben stand.



Der Mondfluss war ein langsamer Walzer, die Musik voller Sehnsucht, Hoffnung und Zuversicht. Es klang wie ein schmalziger Ohrwurm bei dem Tanzende sich näherkommen und tief in die Augen blicken können. Ich hörte aber auch Gefühle heraus, die meine Mutter melancholisch nannte. Es waren Molltöne, die andeuteten, dass jedes Versprechen zu Enttäuschung führen kann, wenn es nicht eingehalten wird. Dieses Lied spielte im Hintergrund mehrerer Szenen immer dann, wenn es drama-tisch wurde.

Nach dem Schaufensterfrühstück im Morgengrauen auf der 5th Avenue ging Holly nach Hause in ihre Wohnung, in der eine hell-braunrötlich getigerte Katze auf sie wartete. Sie fütterte sie, ging zu Bett, zog sich eine entzückende und schlief, bis die namen-durch Miauen und Pfoten-Türglocke mehrfach schob ihre Schlafmaske einen Spalt weit und sah Koffer in der Hand, der auf realisierte, dass sie noch dann zog sie einen heraus der Wohnung nebenan der bei ihr bedankte, dass sie Schlüssel für seine öffnen, aber das tat er Wohnungstür wieder zu



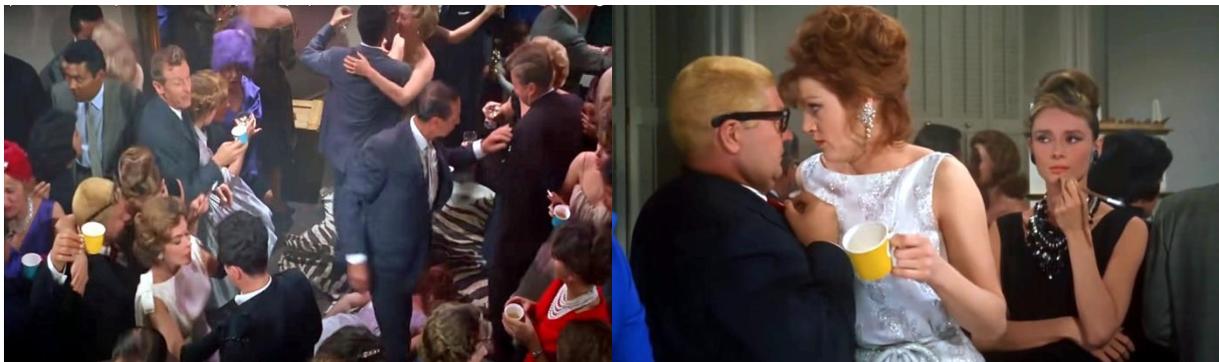
türkise Schlafmaske über die Augen lose Katze auf ihr Bett sprang und sie massage aufweckte. Man hörte die läuten. Holly stieg aus ihrem Bett, nach oben, ging zur Tür, öffnete sie Paul in hell-blauem Blazer mit einem sie ein-redete. Es dauerte, bis Holly Lärmstöpsel in den Ohren hatte. Aber und erfuhr, dass ihr neuer Nachbar in Schriftsteller Paul Varjak war, der sich den Türöffner betätigt hatte. Der Wohnung sollte auch die Haustür nicht. Holly war dabei ihre schließen, aber Paul hatte noch eine

Bitte. Er fragte, ob er ihr Telefon benutzen dürfe. Sie ließ ihn in ihre Wohnung und damit begann die Geschichte der Freundschaft von Holly und Paul, zwei Erwachsenen, um die dreißig Jahre alt, in der Riesenstadt New York. Die junge Frau aus Texas hatte ihren Mann verlassen und war nach New York gezogen, weil sie davon träumte, einen reichen Mann zu finden, der sie heiratet und mitnimmt nach Brasilien. Nacht für Nacht hatte sie auf Parties verbracht und ihren Charme ausgespielt. Die Herren bedankten sich mit Dollarscheinen für ihre Gesellschaft. Aber an diesem Abend suchte sie Kontakt zu ihrem neuen Nachbarn Paul. In der Nacht nach seiner Ankunft gelangte sie auf der Suche nach ihrer Katze über eine Feuerterre an das Fenster seines Schlafzimmers. Sie öffnete es, schob den Vorhang beiseite und entschuldigte sich für ihr Eindringen bei Paul, der im Licht einer Leselampe mit nacktem Oberkörper unter weißem Bettzeug in einem Doppelbett lag. Dort begann sie ihn Fred zu nennen, weil er sie an ihren Bruder erinnerte. Holly kam Paul auf dem Bett näher, sie rauchten und tranken Whisky, bis sie Paul fragte, ob sie zu ihm kommen darf. Er bejahte, stellte Gläser und Aschenbecher bei Seite und Holly legte sich im Bademantel zu ihm. Sie hatte noch eine Frage: „Wir sind Freunde.“

Wir sind doch Freunde?“ Paul bestätigte es und wenig später schief Holly an seiner nackten Brust ein. Schnitt.



Am nächsten Abend gab es eine große Stehparty in Holly's Wohnung. Eine Stehparty war scheinbar etwas anderes als ein Tanztee oder ein Abendball. Es war eine Art Sauforgie, an der sich etwa sechzig Erwachsene beteiligten. Sie waren in teuren Anzügen oder Kleidern gekommen, um dort eng aneinander gedrängt zu tanzen, zu trinken und sich lautstark zu unterhalten. Dazu spielte eine Jazzband. Jeder Besucher wurde nach dem Empfang als erstes zur Tränke geführt. Dort bekam er oder sie ein gut gefülltes Glas mit einem hochprozentigen Getränk wie etwa Whiskey. Das vertrugen nicht alle. Die rothaarige Dame im weißen Kleid unten im Bild war so betrunken, dass sie nach der Szene aus dem Stand wie vom Blitz getroffen zwischen den Tanzenden auf den Boden knallte und



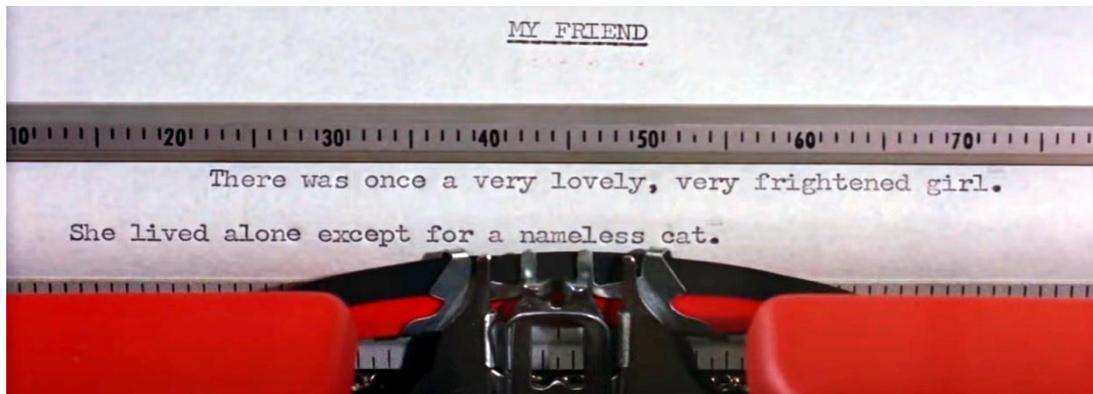
liegen blieb. Die Party ging weiter und wurde immer wilder, bis eine Polizeisirene ertönte, Paul ans Fenster ging, den Vorhang beiseite zog und sah, wie ein Polizeiauto vor dem Haus hielt, Polizisten heraussprangen und zum Eingang eilten. Und wer steht dort auf dem Gehsteig? Paul sah es mit großen Augen: Der

Amerikas (der Rotstand in Begleitung von Gehsteig. Sie deutete auf das Haus und wies bevor sie am Arm ihres von der Polizei verHaus ging lautstark bevor die Polizei die stürmte, konnte Paul



neuntreichste Mann haarige, siehe oben) Holly auf dem mit erhobenem Arm der Polizei den Weg, Gönners unbehelligt schwand. Die Party im weiter, aber noch Wohnung Holly's mit dem brasilianischen Großgrundbesitzer José die Wohnung durch das Badezimmerfenster verlassen. Sie entkamen der wild tanzenden Menge über die Feuerleiter im Innenhof, bevor die Polizei in die Wohnung

einrückte und alle Gäste auf die Straße trieb. Paul und José verabschiedeten sich am Treppende mit einem Händedruck. Paul zeigte José noch den Weg aus dem Hof auf die Straße und kehrte über die Feuertreppe zurück in seine Wohnung. Er schien nachdenklich, ging auf und ab, holte schließlich seine Schreibmaschine aus seinem Gepäck, stellte sie auf den Tisch, spannte ein Blatt Papier ein und begann zu schreiben. Die wenigen Zeilen, die er schrieb, sind unten zu lesen.



Dann hörte er leise Musik und eine Frauenstimme singen. Er ging an das Fenster zum Hof, zog es hoch, beugte sich hinaus und entdeckte Holly auf der Feuertreppe unter sich. Sie spielte Gitarre zur Themenmelodie von „Moon River“ und sang das Lied in Englisch mit folgenden deutschen Untertiteln in der Fußleiste:

Mondfluss, endlos breiter,
eines Tages werde ich dich auf meine Art überqueren.
Du Träumemacher und Herzensbrecher,
Wo immer du auch hingehst, ich komme mit dir.
Zwei Herumtreiber unterwegs, um die Welt zu sehen,
die so viel zu bieten hat,
suchen nach dem Ende des gleichen Regenbogens,
wartend auf den Wahnsinn,
mein Freund Huckleberry, der Mondfluss und ich.

Wenn Huckleberry Finn ihr Freund war, dann war sie selbst Tom Sawyer. Sie hatte also wie ich die Laus-bubengeschichten von zwei Vierzehnjährigen aus einer Kleinstadt am großen Fluss des Mississippi gelesen, obwohl sie ein Mädchen war. Holly war wie ein Spitzbub, ein Lausemädel, eine Freundin zum „Pferdestehlen“ würde Mutti dazu sagen. Aber die Vergangenheit holte sie ein. Unerwartet tauchte ihr verlassener Ehemann Doc Golightly auf. Der Landtierarzt war aus Texas nach New York gekommen, um Holly nach Hause zu holen. Er scheint bei Paul geläutet zu haben, jedenfalls führte der ihn zu Holly, die gerade dabei war, die Wohnung zu verlassen. Der Mann im Anzug, der wohl doppelt so alt war wie Holly, wurde von ihr freudig mit einem Kuss begrüßt, worauf der sie auf den Arm nahm und über die Türschwelle ihrer Wohnung trug und die Tür hinter den beiden schloss, während Paul mit offenem Mund davor zurückblieb. Etwas später klopfte sie mit einem hellen Regenmantel bekleidet an sein Fenster zur Feuerleiter und bat ihn, ihr zu helfen und sie zu begleiten. Sie wolle ihren Ehemann, der schon lange nicht mehr ihr Ehemann war, aber das nicht akzeptieren wollte, zum Busbahnhof bringen. Sie brauchte Paul/Freds Hilfe in einer Stunde. Er war pünktlich da, als Holly Doc zum Busbahnhof begleitete, um sein Gepäck abzuholen. Dort kam es zu einem tränenreichen Abschied von dem Mann, mit dem Holly, die aus ärmlichen Verhältnissen kam und mit vierzehn Jahren zwangsverheiratet wurde, um für die Kinder des Witwers zu sorgen. Holly machte Doc klar, dass sie nicht mitkommen, sondern in New York bleiben würde. Sie wollte nicht zurück in eine Vergangenheit, aus der sie rausgewachsen war. Doc's Kosenamen für sie war Lula Mae, aber das sei sie nicht mehr. Sie sei jetzt erwachsen. Auch ihr Bruder Fred sei inzwischen erwachsen. Nach seiner Entlassung in vier Monaten aus der Armee könne Fred jederzeit zu ihr nach New York kommen. Als der Greyhound Bus mit Doc den Busbahnhof verlassen und sie ihre Tränen getrocknet

hatte, sagte Holly zu Paul: „Es ist spät geworden und Tiffany schon geschlossen. Ich glaube ich brauche was zu trinken. Bring mich nicht nach Hause, bevor ich betrunken bin!“ Sie hatte einen Schwips, als sie später am Arm von Paul durch die Haustür torkelte, lallte sie ein bisschen, war aber bei klarem Verstand und konnte sich an ihren Kontostand erinnern. „Obwohl sechszwanzig Ratten fünfzig Dollar für wie kleine Puppen, ist der niedriger als vor zwei ernsthaft entschlossen, weiter zu beteiligen. Als bedeute, antwortete sie: spielen.“ Paul beglückwün- weiter und entschied sich, sondern Rusty Trawler, und neuntreichsten Mann heiraten.“ Sie ging in die Küchenzeile und holte eine Als Paul fest- stellte, dass antwortete Holly: „Das stimmt, aber das ist kein Grund nicht auf die künftige Frau von Rusty Trawler anzustoßen. Du verstehst mich nicht, ich brauche Geld und werde tun, was immer nötig ist, um es zu bekommen. In einem Monat werde ich Frau Trawler sein.“ Dann stellte sie fest, dass die Flasche, die sie geholt hatte, leer war und wollte mit Paul in dessen Wohnung Whisky trinken, was der ablehnte, worauf sie ihn rauswarf.



den Puderraum rausrückten, Kontostand neun Dollar Monaten.“ Sie sei nun sich an diesem Treiben nicht Paul nachfragte, was das „Ich werde nicht mehr mit- schte sie. Holly träumte laut nicht José, den Brasilianer, das rothaarige Schweinchen der USA unter 50 zu Küche, stieg auf die Flasche vom Küchen- schrank. sie schon betrun- ken sei,

Am Tag darauf läutete Paul an ihrer Wohnung. Er hatte eine Flasche Milch und eine Zeitung in der Hand und zeigte sie ihr. In der Zeitung sei ein Artikel, der sie persönlich beträfe. Ob sie das wüsste. Holly wusste es. „Trawler ist nicht nur eine Ratte, er ist eine Superratte in Rattenkleidung. Aber er ist nicht nur eine rothaarige, sondern auch eine gebrochene Superratte. Nicht seine Familie, die hat Geld, aber er persönlich nicht. Im Gegenteil, er hat siebenhunderttausend Dollar Schulden. Deshalb hat er wohl entschieden die Königin der Schweine zu heiraten und nicht mich.“ Paul schlug vor, etwas zu trinken, spazieren zu gehen und zu feiern. Holly: „Okay! Im Eisfach liegt eine Flasche Champagner. Wieso holst du die nicht und öffnest sie, während ich mich anziehe?“ Dann überrascht sie Paul mit dem Vorschlag, den Rest des Tages damit zu verbringen, etwas zu tun, was weder sie noch er jemals getan hatten. Paul hatte etwa noch nie vor dem Frühstück Champagner getrunken. Tat er aber nun mit Holly. Ein Punkt für ihn. Ihr Spaziergang am Vormittag auf der 5th Avenue führte sie direkt zum Gebäude von Tiffany&Co, das stets geschlossen war, wenn Holly um sechs Uhr morgens nach Hause unterwegs war.



Jetzt betrat sie mit Paul/Fred zum ersten Mal den großen Verkaufssaal des Juweliers, Schmuck-, Uhren- und Edelsteinhändlers. Nach einer Streiftour der beiden kam es zu einem Gespräch zwischen einem Verkäufer und Paul/Fred, der nur zehn Dollar in der Tasche hatte, wieviel Paul als Kunde denn in etwa auszugeben gedenke. Als er von den zehn Dollar hörte zeigt er ihm das Einzige, was er zu diesem Preis auf Lager hatte: einen Stift aus Sterling Silber, mit dem man die Drehscheibe eines

Telefons bedienen konnte. Den gab es nach einem längeren und sehr komischen Verkaufsgespräch für 6,50 \$ und mit Gravur und Abholung am nächsten Tag, für exakt 10 \$.

Holly war noch in keiner großen Bibliothek und der Schriftsteller Paul Varjak nahm sie deshalb mit in die New York Public Library. Er führte sie an den Lesesälen vorbei zum Katalogsaal mit endlosen Reihen von Karteischränken, in deren Schubladen jedes Buch auf einer Karteikarte nach den Namen der Autoren der Bücher gefunden werden konnte. Er zeigte Holly wie es funktionierte, indem er sie in einem Karteischränk unter dem Buchstaben V nach seinem Namen suchen ließ. Unter Varjak, Paul fand sie ein Buch von ihm mit dem Titel „Neun Leben“. Paul gab die Karte am Bestelltisch ab und erhielt ein Ticket mit der Nummer 57. Nach kurzer Wartezeit ertönte ein Pfeifton und eine Leuchtziffer über dem Ausgabebüchertisch zeigte die Nummer 57 an. Holly und Paul erhoben sich, um das Buch am Ausgabebüchertisch abzuholen. Aber dann konnte Holly nicht an sich halten und redete auf die Bibliothekarin ein, dass der Autor des Buches lebhaftig vor ihr stünde und bereit sei, das Buch mit seinem Namen zu signieren. Als sie nicht reagierte, gab Holly das Buch an Paul und drängte ihn, es zu signieren. Die Bibliothekarin kam zu spät, um zu verhindern, dass der Autor des Buches mit seinem Autogramm öffentliches Eigentum „beschädigte“. Paul signierte „sein“ Buch, gab es zurück an Holly, die knallte es auf den Tisch der Bibliothekarin und eilte mit Paul zum Ausgang. „Lass uns gehen, dieser Platz ist nicht mal halb so nett wie Tiffany's.“

Holly fragte Paul, ob er schon mal gestohlen hätte. Der fragte zurück: Und du? Natürlich hatte Holly mal geklaut. Kleinigkeiten. Paul/Fred hatte noch nie geklaut. Holly entschied, dass sie zusammen etwas stehlen sollten. Sie Trödel und durch die Verkaufstische sie stehlen könnten, ohne erregen. Holly und Paul drehten sich um und Rücken zu. Dann griffen Pappmasken, versteckten Dort zogen sie die Masken in der Menge der



Lausbubenstreich wie von Huckleberry Finn und Tom Sawyer. Übermütig liefen sie nach ihrem Erfolg zu ihrem Haus, übersprangen die Treppenstufen zum Eingang und diesmal hatten beide ihren Hausschlüssel mit und konnten die Haustür öffnen, ohne ihren japanischen Nachbarn aus der Badewanne zu läuten. Als die Haustür ins Schloss gefallen war, nahmen sie ihre Masken ab, sahen sich tief in die Augen, umarmten und küssten sich inniglich. Das bedeutete aber nicht, dass Holly ihre Vorbereitungen auf ihre Auswanderung beenden würde. Sie ging weiter in den Lesesaal der Bibliothek, um sich auf ihre neue Heimat in Lateinamerika vorzubereiten. Pauls Liebeserklärungen und Heiratsangebote an die lesende Holly trafen auf taube Ohren. Später, am Abend, kam sie im Abendkleid am Arm von José im Smoking nach Hause und verschwand mit ihm in ihrer Wohnung. Als Paul etwas später die Treppe hinabstieg, hörte er Holly schreien, Glas zerbrach, Möbel wurden umgeworfen. Zeitgleich verließ José ihre Wohnung und als Paul ihn fragte, was passiert wäre, schien er ratlos. Er erzählte, sie hätte ein Telegramm erhalten und seitdem heule und schluchze sie und demoliere Geschirr und Mobiliar. Paul konnte Holly schließlich ruhigstellen. Sie warf sich weinend und schreiend auf ihr Bett und blieb dort wimmernd liegen. Er schloss ihre Schlafzimmertür und José zeigte ihm das Telegramm, das sie zerknüllt und weggeworfen hatte. Paul las vor: „Erhielt Nachricht: Fred wurde getötet, Unfall mit Jeep in Fort Riley Kansas - Familie und Kinder sind vereint in Trauer über den Verlust in Liebe Doc“. José fragte Paul, was er tun könne. Paul meinte er selbst könne Holly nicht mehr helfen. Er hätte selbst nicht viel erreicht, aber er, José, hätte doch eine Ranch in Brasilien. Das würde ihr guttun und sie würde das mögen. José bot also Holly an, mit ihr nach Brasilien zu fliegen. Obwohl sie New York liebte, wollte sie mitkommen und morgen anfangen zu packen.

An ihrem letzten Tag in New York, bat sie Paul um ein Abschiedstreffen. Wehmütig durchstreiften sie die Stadt. Bei der Rückkehr in ihre Wohnung wurde Holly verhaftet. Die Polizei untersuchte ihre Beziehungen zu dem Gangsterboss Sally Tomato, den sie gegen Bezahlung einmal die Woche am Donnerstag im New Yorker Gefängnis Sing Sing besucht hatte. Paul gelang es, Holly mithilfe eines

ihrer ehemaligen Gönner freizubekommen. Es war ein regnerischer Tag. Paul war mit einem Taxi gekommen, um sie am Gefängnis abzuholen. Als sie im Wagen saß, übergab er ihr einen Brief von José. Er teilte ihr mit, dass nach ihrer Verhaftung eine Heirat aufgrund seiner öffentlichen Ämter und dem Ruf seiner Familie nicht mehr in Frage käme und erklärte ihre Beziehung für beendet. Holly wollte trotzdem nach Brasilien reisen. José war nur einer von fünfzig superreichen Brasilianern. Sie wollte zum Flugplatz, um ohne José abzufliegen. Paul beteuerte seine Liebe zur ihr und beschwor sie bei ihm zu bleiben, er gehöre zu ihr, wie sie zu ihm. Das ließ Holly kalt. „Leute gehören sich nicht gegenseitig. Ich lasse mich von niemandem in einen Käfig stecken!“ „Ich will dich doch nicht in einen Käfig stecken, ich liebe dich.“ „Das ist doch dasselbe.“ „Ist es nicht, Holly!“ „Ich bin nicht Holly!

Namenlose

gehören niemand gehört uns.“ Sie Fahrer auf an öffnete die Tür und sie ihre Katze aus die regen-nasse richtige Platz für Kerl wie dich: Jede



Schlampen und niemand forderte den zuhalten, dann schubste dem Auto auf Straße: „Der einen zähen Menge

Mülltonnen und Ratten, hau ab!“ Sie klatschte in die Hände und schloss die Tür. Als der Wagen weiterfuhr verlor Paul die Fassung. Er forderte den Taxifahrer auf anzuhalten, bezahlte mit einem Geldschein, öffnete die Tür, stieg aus, wandte sich zu Holly auf dem Rücksitz und sagte: „Wissen Sie was bei ihnen falsch läuft Fräulein oder wer immer Sie sind. Sie sind ein Feigling. Sie haben keinen Mut. Sie haben Angst davor den Kopf zu heben und die Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen: Menschen verlieben sich und sie gehören einander. Das ist ihre einzige Chance auf echtes Glück. Sie bezeichnen sich als ungestümen Freigeist und haben Angst in einem Käfig eingesperrt zu werden. Aber Sie leben bereits in dem Käfig, den Sie sich selbst gebaut haben. Wo immer Sie sind, leben Sie in diesem Käfig. Wohin immer Sie gehen, treffen Sie auf sich.“ Er warf die Tür zu, das Taxi fuhr weiter, Holly rang mit sich auf dem Rücksitz, dann stoppte sie den Wagen, stieg aus und lief auf dem nassen Gehweg zurück zu Paul. Sie fragte ihn, wo die Katze sei, er wusste es nicht. Holly rannte in einen Hinterhof voller Mülltonnen und Unrat und begann nach ihrer namenlosen Katze zu rufen. Dazu spielt düstere Musik begleitet vom Prasseln des Regens auf den Mülltonnen. Doch dann erklangen die Titelmelodie und das Miauen der Katze. Holly ging zur regennassen Katze, hob sie hoch, ging zu Paul und umarmte ihn mit der nassen Katze im Arm. Sie küssten sich ausgiebig im strömenden Regen am Rande des Hinterhofes, bis ihr Bild im Dunkel verschwand und das Wort ENDE aufleuchtete. Licht an, Mondmusik aus.



Was als Geschichte über eine unausweichliche tragische Liebe, eine unvermeidliche Trennung und darüber, wie man mit diesem Wissen leben kann, dass der Ausgang alles andere als glücklich ist,

begonnen hatte, erhielt zum Schluss einen Spin. Als Holly sich umgedreht hatte, zu Paul eilte und ihn umarmte, endete der Film glücklich. Zum Happy End erklang die Filmmusik mit vollem Einsatz von Orchester und Chor.

„We're after the same rainbow's end,
waitin' round the bend,
my huckleberry friend,
moon river and me.“

Nun war scheinbar alles gut. Sie hatte ihren Bruder Fred verloren, war frei von ihrem „Ehemann“ und hatte einen Freund fürs Leben gefunden. Es war anzunehmen, dass Holly in New York blieb und dort weiterhin mit Paul befreundet war. Vielleicht hatten sie geheiratet und Kinder, vielleicht aber blieben sie kinderlos und lebten fortan zu zweit in dem Käfig, den sie sich selbst gebaut hatten, bis der Tod sie schied. Ich ahnte, dass Erwachsen werden ein langwieriger und schmerzhafter Prozess sein kann, in dem die Zukunft die Vergangenheit auffressen wird, wenn man sich an die Gegenwart klammert. Im Griechischen ist alles im Fluss: πάντα ῥεῖ oder cuncta fluunt im Lateinischen, bedeutet, dass nichts wiederkommt. Das Leben ist wie ein Fluss, der zu Land geboren zum Meer drängt und in der Weite der Ozeane verschwindet. „waitin' round the bend - Wartend auf den Wahnsinn“ am Ende des Regen-bogens? Was heißt das bitte?

Am Mittwoch hatte heftiger Regen den Altweibersommer beendet. Am Freitagabend nach dem Kino, war es kühl, die Biergärten geschlossen und selbst am Stachus war der Verkehr überschaubar. Ich bummelte über den Platz und überlegte, warum ich den Film „toll“ fand. Wahrscheinlich gar nicht wegen der Liebesgeschichte, sondern weil er mit New York eine Stadt der Zukunft zeigte, von der in München noch wenig zu sehen war. Dort war man seit Mai 1945 vor allem damit beschäftigt Kriegsschäden zu beseitigen und hunderttausende Tonnen von Bauschutt zu Hügeln aufzutürmen oder im Schotterbett der Isar abzulagern. Dann musste Wohnraum für eine Bevölkerung geschaffen werden, die von 520.000 Bewohnern im Jahr 1945 auf 1.000.000 Bewohner im Jahr 1960 angestiegen war. 1963 waren die Schulen zwar noch nicht überfüllt, aber für den Geburtsjahrgang 1955 mussten für 91 neue Schüler drei fünfte Klassen am Theresien-Gymnasium eingerichtet werden, während in den oberen Klassen jeder Jahrgang in zwei Klassen mit zusammen nur 40 Schülern unterrichtet wurde. 18 Klassen mit etwa 480 Schülern wurden von 33 hauptamtlichen Lehrern und einer Lehrerin (Englisch und Erkunde) unterrichtet. Priester und Gymnasialprofessor Dr. Alfred Dinnebier unterrichtete hauptamtlich katholische Religion, während mehrere Pfarrer die evangelischen Schüler nebenamtlich versorgten.

Im Jahresbericht des ThG von 1962/63, den ich mir im Sekretariat besorgt hatte, waren alle Schüler mit Namen, Geburtsdaten und Stand des Erziehungsberechtigten verzeichnet, aber weder Religion noch Wohnort der Schüler wie am ORG Weilheim. Unter „Stand des Erziehungsberechtigten“ war der Beruf angegeben. Es war mit wenigen Ausnahmen Männer. Viele mit Doktor Titeln wie Ärzte und Anwälte, Diplom-Ingenieure, Diplom-Kaufmann oder Diplom-Chemiker, höhere Beamte und Direktoren. Die Ausnahmen waren vier Hausfrauen, eine städtische und eine kaufmännische Angestellte, eine Kosmetikerin, eine Krankenschwester, eine Sprachlehrerin, eine Musikpädagogin, eine Verwaltungsinspektorin, eine Buchhalterin und eine Bildjournalistin. 13 der Erziehungsberechtigten waren Frauen, 467 Männer. Unter den Männern fand ich jeweils einen Erziehungsberechtigten der Arbeiter, Schlosser, Maurer, Metzgermeister, Bäckermeister, Schuster, Polizist, Straßenbahnfahrer, Wachtmeister, Fernsehmeister, Bedienung oder Landwirt war. Stand meiner Erziehungsberechtigten war Hausfrau. Sie trug nicht mehr denselben Nachnamen wie ich, sondern hieß seit vier Jahren Almuth Kreppel. Dass sie Hausfrau und ich Schüler des ThG war, wurde im Jahresbericht vom Juli 1964 vermerkt, aber nicht ihr Name. „Der Jahresbericht wurde herausgegeben vom Direktorat des Theresien-Gymnasiums. Die Drucklegung verdankt die Schule einem Zuschuss des Elternbeirats. Die Redaktion besorgte OStR Funk.“ Der Oberstudienrat war hauptamtliche Lehrkraft für Lateinisch, Griechisch und Deutsch. Er war groß, schlank und ein Hose-Sakko-Slipper Typ. Er trug einen Ehering, aber keine Brille. Er könnte vom Vertreter bis zum Facharzt alles sein, aber wurde Lehrer für Latein. Im Jahresbericht waren nur die Geburtstage und -jahre der Schüler genannt, nicht aber die der Lehrer. Funks Vorname war Friedrich. Er war geschätzte vierzig Jahre alt. Der Griechisch

Lehrer OStR Franz Xaver Ley war wie die meisten anderen Lehrer um die fünfzig. Der mittelgroße Herr im Anzug hatte nichts von Herrn Funks engagierter Art. Er war ruhig und blieb gelassen, wenn ein Schüler mal wegnickte. Das galt auch für den Klassenleiter der 10 a, OStR Dr. Edmund Heinz. Das waren auch die drei Lehrer, denen ich von nun an in den nächsten vier Jahren jeden Tag der Woche bis auf Sonn- und Feiertagen täglich für jeweils eine Stunde gegenüber sitzen würde. Sie waren Erwachsene mit Familie, die einem Beruf nachgingen, in dem persönliche Beziehungen eher hinderlich waren, denn das Hauptziel war es, den Lehrplan umzusetzen, den die jeweiligen Kultusministerien der elf Bundesländer der Bundesrepublik erlassen hatten. Der Lehrplan enthielt die Ziele und eine Zusammenfassung der Inhalte. Er benannte auch Art und Anzahl der Lernerfolgskontrollen wie mündliche oder schriftliche Prüfungen, die aber auch in Prüfungsordnungen gesondert behandelt werden konnten. Das wurde ergänzt durch eine Lehrbuchliste der Grundlagenliteratur.

Mit der neuhumanistischen Bildungsreform von Wilhelm von Humboldt umfasste der Kanon des Lernens im Lehrplan von 1810/16 für die preußischen Gymnasien: Latein, Griechisch, Deutsch, Hebräisch, Mathematik, Realien, Religion, Schönschreiben sowie Gesang und Leibesertüchtigung. Im deutschen Sprachbereich entstand ein Gegensatz zwischen Bildung und Ausbildung. Der Kanon des Lernens an Gymnasien war auf die Lernbedeutsamkeit, also Bildung, und nicht wie der Realschulen auf die Lebensbedeutsamkeit, also praktische Ausbildung ausgerichtet. In den humanistischen Gymnasien des 20. Jahrhunderts wurde der Umfang der alten Sprachen zwar zurückgeführt (bereits 1890/1892 um ein Viertel, vor allem zugunsten von Deutsch), doch blieb das hohe Ansehen dieser als elitär geltenden Ausrichtung bestehen, obgleich ihr Anteil zurückging. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg waren nur noch etwa zwölf Prozent aller Oberschulen humanistisch ausgerichtet. Nach Kriegsende fanden die humanistischen Gymnasien in Westdeutschland zunehmende Nachfrage, weil unter anderem das große Graecum wie das große Latinum noch immer Voraussetzung mehrerer Studiengänge an der Universität waren. An den Gymnasien gab es nun auch Englisch oder Französisch als dritte Fremdsprache für die Oberstufe an zwei Tagen pro Woche. Am ThG entschied sich im September 1963 die eine Hälfte der 10 a für Französisch, die andere, darunter auch ich, für Englisch.

Die Lehrbuchliste der Grundlagenliteratur für das Fach Deutsch in ganz Bayern für die zehnte Klasse von 1963/64 gab folgende Titel als Lehr- und Lesestoff an: Die Judenbuche (Droste Hülshof), Maria Stuart (Schiller), Fräulein von Scuderi (E.T.A. Hoffmann), Götz von Berlichingen (Goethe), Mozart auf der Reise nach Prag (Mörckke), Aus den Lebensbüchern (Carossa), Fähnlein der sieben Aufrechten (Keller). Mein Schulheft für das Fach Deutsch begann mit einem undatierten, mit blauer Tinte geschriebenen Text zum Thema Facharbeit. „Das Wort Facharbeit kann man von Arbeit und Fach ableiten. Fach kann man über die Worte auffächern, aufteilen, gliedern, vereinfachen oder aussondern, erschließen. Ein Fachmann muss angeben können, wie ein Vorgang entsteht und warum er stattfindet. Er muss sich in Ursache <----> Wirkung auskennen. Um eine Facharbeit zu schreiben, muss man: 1.) einen Stoffkreis im ganzen Umkreis erkennen und 2.) Alle Beziehungen des Kreises durchdenken.

Das Vorgehen beginnt mit: 1.) Der Wissenserarbeitung. Die wird fortgesetzt durch 2.) Der gedanklichen Einordnung der Dinge nach sachlogischen Zusammenhängen. Es folgt

- 3.) Die Darstellung. Welche Forderung stellt uns die Facharbeit? a.) an die Themenstellung b.) an die Darstellung. 4.) Welcher Art muss das Thema sein? a.) überschaubar und zeitlich abgegrenzt. b.) Logische Zusammenhänge müssen nachweisbar und c.) Fakten empirisch prüfbar sein.“



Mit Datum vom 22.9.63 entstand mein erster Fachaufsatz zum Thema „Die Luftpumpe.“ „Wie oft benutzen wir dieses schlanke, schmucklose Gebilde, das wir Luftpumpe nennen, ohne uns Gedanken

zu machen, warum und wie sie arbeitet. Das ist die Aufgabe dieses Aufsatzes. Zuerst zu den Einzelteilen des Gerätes: Wenn man den Handgriff aus dem Rohr zieht, kann man eine Verschlusskappe am Rohr aufschrauben und den Eisenstab herausziehen. An dessen Ende ist eine Blechscheibe angeschweißt und ein konkaver Lederring aufgeschraubt, der die Luft beim Einschieben des Stabes in das Rohr verdichtet. Auf dem Zylinderende sitzt eine mit einem Gummiring abgedichtete Schraube, die das Ventil des Schlauches fest umschließt, wenn die Pumpe dort angesetzt wird. Zieht man den Kolben heraus, so entsteht im Rohr ein luftleerer Raum, der durch den Luftdruck von außen wieder gefüllt wird. Erneut zusammengepresst entsteht ein Überdruck, der das Schlauchventil öffnet. Die Luft kann dann durch das Ein- bzw. Ausziehen des Holzgriffes ohne großen Kraftaufwand in den Schlauch gepumpt werden.“

Am Dienstag, 24.9.63 folgte der nächste Fachaufsatz: „Die Küchenuhr“ - Gliederung: A. Inhalt der Erzählung – B. Stil und Inhalt – a.) Stil des Satzbaus und der Worte – b.) Sinn der Uhr. - C. Sinn der Erzählung.

„Die Erzählung von Wolfgang Borchert handelt von einem jungen Mann mit einem alten Gesicht, der nach einem Bombenangriff nur noch eine alte, zerbeulte, wertlose Küchenuhr retten konnte, die um $\frac{1}{3}$ Uhr stehen geblieben war. Auf einer Bank unter Leuten, die er nicht kennt, betrachtet er sie und sie hilft ihm über seine Teilnahmslosigkeit hinweg. Er erinnert sich an das, was mit der Uhr zusammenhing; es war für ihn nun das Paradies. Borcherts kurzer, hämmernder Stil bringt richtig die Trostlosigkeit zum Ausdruck. Er gebraucht einen einfachen Satzbau und Worte bewirkt aber damit sehr viel. Er lässt den jungen Mann einen Monolog führen und bringt so die Teilnahmslosigkeit zum Ausdruck. Der junge Mann merkte nicht, dass er Haus, materiellen Reichtum und Verwandte verloren hatte. Darüber hilft ihm die Uhr hinweg. Sie erinnert ihn daran was um $\frac{1}{3}$ geschehen war und er merkte nun, dass das, was er früher als selbstverständlich auffasste, nun das Paradies war. Es zeigt, dass man den Tod vieler nie realisieren wird können, es wird immer ein abstrakter Begriff bleiben. Er zeigt sich als Gegner des Krieges und damit des Elends.“

Originaltext: Wolfgang Borchert: Die Küchenuhr

Sie sahen ihn schon von weitem auf sich zukommen, denn er fiel auf. Er hatte ein ganz altes Gesicht, aber wie er ging, daran setzte sich mit seinem Und dann zeigte er ihnen, unsere Küchenuhr, sagte die auf der Bank in der gefunden. Sie ist tellerweiße Küchenuhr Finger die blau gemalten Wert, meinte er Und sie ist auch nicht Teller, so mit weißem doch ganz hübsch aus, nur aus Blech. Und nun gehen sie auch nicht mehr. Nein. Innerlich ist sie kaputt, das steht fest. Aber sie sieht noch aus wie immer. Auch wenn sie jetzt nicht mehr geht. Er machte mit der Fingerspitze einen vorsichtigen Kreis auf dem Rand der Telleruhr entlang. Und er sagte leise: Und sie ist übriggeblieben. Die auf der Bank in der Sonne saßen, sahen ihn nicht an. Einer sah auf seine Schuhe und die Frau sah in ihren Kinderwagen. Dann sagte jemand: Sie haben wohl alles verloren? Ja, ja, sagte er freudig, denken Sie, aber auch alles! Nur sie hier, sie ist übrig. Und er hob die Uhr wieder hoch, als ob die anderen sie noch nicht kannten. Aber sie geht doch nicht mehr, sagte die Frau. Nein, nein, das nicht. Kaputt ist sie, das weiß ich wohl. Aber sonst ist sie doch noch ganz wie immer: weiß und blau. Und wieder zeigte er ihnen seine Uhr. Und was das Schönste ist, fuhr er aufgeregt fort, das habe ich Ihnen ja noch überhaupt nicht erzählt. Das Schönste kommt nämlich noch: Denken Sie mal, sie ist um halb drei stehengeblieben. Ausgerechnet um halb drei, denken Sie mal. Dann wurde Ihr



sah man, dass er erst zwanzig war. Er alten Gesicht zu ihnen auf die Bank. was er in der Hand trug. Das war er und sah sie alle der Reihe nach an, Sonne saßen. Ja, ich habe sie noch übriggeblieben. Er hielt eine runde vor sich hin und tupfte mit dem Zahlen ab. Sie hat weiter keinen entschuldigend, das weiß ich auch. besonders schön. Sie ist nur wie ein Lack. Aber die blauen Zahlen sehen finde ich. Die Zeiger sind natürlich

Haus sicher um halb drei getroffen, sagte der Mann und schob wichtig die Unterlippe vor. Das habe ich schon oft gehört. Wenn die Bombe runtergeht, bleiben die Uhren stehen. Das kommt von dem Druck. Er sah seine Uhr an und schüttelte den Kopf. Nein, lieber Herr, nein, da irren Sie sich. das hat mit den Bomben nichts zu tun. Sie müssen nicht immer von den Bomben reden. Nein. Um halb drei war etwas ganz anderes, das wissen Sie nur nicht. Das ist nämlich der Witz, dass sie gerade um halb drei stehen geblieben ist. Und nicht um Viertel nach vier oder um sieben. Um halb drei kam ich nämlich immer nach Hause. Nachts, meine ich. Fast immer um halb drei. Das ist ja gerade der Witz. Er sah die anderen an, aber sie hatten ihre Augen von ihm weggenommen. Er fand sie nicht. Da nickte er seiner Uhr zu: Dann hatte ich natürlich Hunger, nicht wahr? Und ich ging immer gleich in die Küche. Da war es dann fast immer halb drei. Und dann, dann kam nämlich meine Mutter. Ich konnte noch so leise die Tür aufmachen, sie hatte mich immer gehört. Und wenn ich in der dunklen Küche etwas zu essen suchte, ging plötzlich das Licht an. Dann stand sie da in ihrer Wolljacke und mit einem roten Schal um. Und barfuß. Und dabei war unsere Küche gekachelt. Und sie machte ihre Augen ganz klein, weil ihr das Licht so hell war. Denn sie hatte ja schon geschlafen. Es war ja Nacht. So spät wieder, sagte sie dann. Mehr sagte sie nie. Nur: So spät wieder. Und dann machte sie mir das Abendbrot warm und sah zu, wie ich aß. Dabei scheuerte sie immer die Füße aneinander, weil die Kacheln so kalt waren. Schuhe zog sie nachts nie an. Und sie saß so lange bei mir, bis ich satt war. Und dann hörte ich sie noch die Teller wegsetzen, wenn ich in meinem Zimmer schon das Licht ausgemacht hatte.

Jede Nacht war es so. Und meistens immer um halb drei. Das war ganz selbstverständlich, fand ich, dass sie mir nachts um halb drei in der Küche das Essen machte. Ich fand das ganz selbstverständlich. Sie tat das ja immer. Und sie hat nie mehr gesagt als: So spät wieder. Aber das sagte sie jedes Mal. Und ich dachte, das könnte nie aufhören. Es war mir so selbstverständlich. das alles war doch immer so gewesen. Einen Atemzug lang war es still auf der Bank. Dann sagte er leise: Und jetzt? Er sah die anderen an. Aber er fand sie nicht. Da sagte er der Uhr leise ins weißblaue runde Gesicht: Jetzt, jetzt weiß ich, dass es das Paradies war. Das richtige Paradies. Auf der Bank war es ganz still. Dann fragte die Frau: Und Ihre Familie? Er lächelte sie verlegen an: Ach, sie meinen meine Eltern? ja, die sind auch mit weg. Alles ist weg. Alles, stellen Sie sich vor. Alles weg. Er lächelte verlegen von einem zum anderen. Aber sie sahen ihn nicht an. Da hob er wieder die Uhr hoch und lachte. Er lachte: Nur sie hier. Sie ist übrig. Und das Schönste ist ja, dass sie ausgerechnet um halb drei stehen geblieben ist. Ausgerechnet um halb drei. Dann sagte er nichts mehr. Aber er hatte ein ganz altes Gesicht. Und der Mann, der neben ihm saß, sah auf seine Schuhe. Aber er sah seine Schuhe nicht. Er dachte immerzu an das Wort Paradies.“ ENDE. Der Autor hat das Wort „ganz“ zehnmal verwendet. Ich fand das zu viel.

Nach dem gestrigen Abendausflug zum Frühstück bei Tiffany erfolgte der nächste Eintrag im Schulheft am Samstagmorgen den 28. September: Eine (Nachschrift) zu einem Essay von Herbert Eulenberg mit dem Titel „Die alte Windmühle“ von 1929, 60 S.

„Der Inhalt: Sie war längst schon außer Betrieb gesetzt, die alte Windmühle. Die Menschen waren zu ungeduldig geworden, sie wollten nicht mehr warten, bis der Wind kam und in ihre Flügel blies und die Zahnräder antrieb, die den Mühlstein drehten, der das Korn zu Mehl zermahlte. Besonders an den langen Sommertagen, wenn die Felder in der Hitze schliefen und der Wind, der Atem der Natur, sich kaum regte und nur hin und wieder wie ein Hauch über die Ähren lief, war es den Leuten in der Mühle zu still geworden. Wasser konnte man sammeln und stauen und als Dampf gehorchte es dem Menschen gar wie ein Tier. Aber der Wind ließ sich nicht fangen, zähmen oder zwingen. Oft feierte und faulenzte er eine ganze Woche lang, um einem dann und auf einmal die Mütze vom Kopf zu reißen. Ein solch unzuverlässiger Arbeiter war in der heutigen Zeit nicht zu gebrauchen. So kam es, dass, nach einem trockenen und windstillen Sommer, der Mühlenbesitzer unter lauten Flüchen auf den Wind, der einem just an diesem Tag fast die Ohren vom Kopf blies, die Mühle verließ, um in die Stadt umzuziehen und sich eine Dampfmaschine anzulegen.“

„Zum Stimmungsbild einige Merksätze: 1.) Das Stimmungsbild ist eine besondere Art der Schilderung. Ein (meist) lebloser Zustand wird für das menschliche Gefühl lebendig. 2.) Auch das Stimmungsbild setzt eine vielseitige und genaue Beobachtung voraus. 3.) Aber die Beobachtung genügt nicht.

Darüber hinaus muß man den Vorgang, die Situation, den Gegenstand auf sich wirken lassen, ihren stimmungs-mäßigen Gehalt ablauschen und sprachlich erfassen. 4.) Vor allem gilt es, eine Grundstimmung zu ertasten. In ihr vereinigen sich Stimmungsausstrahlungen zu einem Bündel. 5.) Folgendes für den Aufsatz: a.) nicht die beobachteten und festgestellten Einzelheiten sind als solche wichtig, sondern auch kleine Einzelheiten, sofern in ihnen das Grundthema der Stimmung erkennbar mitschwingt. b.) Die Darstellungsmittel sind ein schwebender Satzbau (nachgestellte Appositionen, Wiederholungen, Präsens, wenige Nebensätze, keine Relativsätze, Zeichensetzung) und der Wortschatz (Vergleiche aus dem organischen und seelischen Bereich, stimmungshaltige Wörter, in denen Gefühl liegt, bildkräftige Verben) sowie Bevorzugung der persönlichen Rede (Dialog, Selbstgespräch, Gefühlsäußerung) 6.) Themenkreise: a.) Aus der Natur (Jahreszeiten, Tageszeiten, Klimasituation etc.) b.) Menschenleben (Schultag, Arbeitstag etc.)“

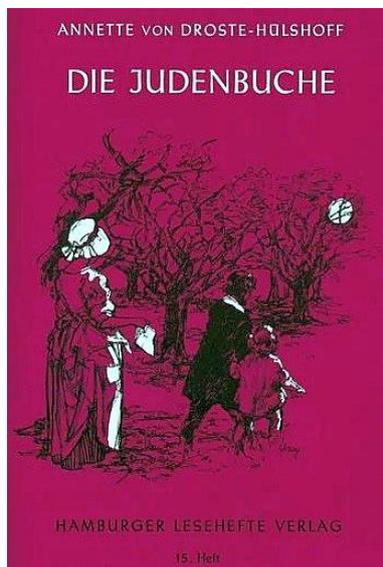
Der Deutschunterricht der folgenden Woche begann am 30. September 1963 mit: „Wir Besenbinder“ – eine Kurzgeschichte von Heinrich Böll, 1948, 5 Seiten (Fachaufsatz)

Inhalt: „Ein ungeduldiger Mathematiklehrer pflegte einen geduldig seine Stunden verträumenden jungen Mann, dessen einzigen Mathematikkenntnis darin bestand Kreise zu ziehen, stets gutmütig zu knuffen und dabei „Besenbinder, du Besenbinder“ zu murmeln. Er brachte ihn auch aus Mitleid, indem er ihm geschickt einsagte, glatt durch das Abitur, mit der Ermahnung, nie von seinen mathematischen Erkenntnissen Gebrauch zu machen. Wir treffen den jungen Mann zwei Monate später im Krieg in der Sowjetunion, im eingekesselten Odessa, wo er auf den Abtransport mit einem Flugzeug wartet. Dort sieht er zum ersten Mal einen Besenbinder, der geduldig seine Arbeit verrichtete. Er war von ihm gefesselt, wollte noch einen Blick erhaschen, da wurde er schon ins Flugzeug gedrängt. Jetzt, im dicht besetzten Flugzeug, malte ihm plötzlich seine Phantasie die Jugenderinnerung, die riesige Hand des Mathematiklehrers an den Himmel, die wie mit Kreide die Bahnen von Flakgeschossen in Kreise zu lenken sucht. Die Unvollkommenheit dieser Kreise quält ihn, er möchte sie vollenden, da wird er wie das Flugzeug getroffen. Im Sturzflug glaubt er den Kreis zu vollenden, da explodiert das Flugzeug und er sieht von ihm nur noch den Schwanz wie einen zerfransten Besenstiel durch die Luft sausen.“



Stil und Sinn: „Bölls Stil zeigt uns die Situation sehr lebendig. Er malt sie noch mit treffenden Adjektiven und Vergleichen aus. Oft wiederholt er bestimmte Worte, um den Zusammenhang wieder herzustellen. Allein mit seinen anspruchsvollen Verben malt er ganze Bilder. Mit einem gelegentlich kompliziert verschachtelten Satzbau ballt er die Situation. Der Wortschatz ist bunt und reichhaltig. Böll erklärt die Herkunft, des als Spottnamen verwendeten Besenbinders und zeigt, daß das kein

Spottname sondern ein Lob sein sollte. Ein Besenbinder sei genauso gut wie ein Mathematiklehrer.“ Es folgten einige weitere wohlgesonnene Sätze sowie eine Gliederung. Erst nach zwei Wochen wurde sichtbar, dass der Oberstudienrat Dr. Heinz, mein Schulheft und meine Auslassungen vor sich hatte und abgehakt hatte. Am 1. Oktober mussten wir eine „Inhaltsbeschreibung“ der Novelle mit dem Titel „Die Judenbuche“ für die in Klammern unter dem Titel. war mit grobem Bleistift und gestrichen. Heinz setzte seine wenn zu viele Nachkorrekturen, vorgenommen wurden, man geschrieben vorzulegen hatte. woch die Inhaltsangabe für die schichte und Friedrich Mergels „Annette von Droste Hülshoff Novelle, ein kleines, von Straßen Bauerndorf um 1800. Das Recht wurde mehr nach dem ner ausgeübt. In diesem Dorf Kleinbauer, der bis zu seiner war. Aber als ihm seine erste



Seiten 1-24 liefern. So steht es Der Wortteil „-sbeschreibung“ energischem Schwung durch- Standards. Dazu gehörte, dass wie austreichen oder einfügen alles nochmal sauber Deshalb musste ich am Mitt- Seiten 1 bis 13 zur Vorge- Kindheit nochmal schreiben: schildert im ersten Teil ihrer und Industrie abgelegenes spielte eine Nebenrolle, es Gerechtigkeitssinn der Bewoh- lebt Hermann Mergel, ein Hochzeit nur ein Feiertagsäufer Ehefrau davonlief und bald

darauf starb, ergab er sich ganz dem Suff und ließ Haus und Hof verkommen. So ging es einige Jahre, bis er zur allgemeinen Verwunderung wieder heiratete und noch dazu eine ebenso hübsche wie wohlhabende vierzigjährige Frau, die glaubte ihn ändern zu können. Das gelang ihr auch einige Zeit, aber dann führte ihr Mann sein früheres Leben wieder weiter. Aus dieser unglücklichen Ehe entstand nach zwei Jahren ein Sohn, Friedrich. Der hübsche und gesunde Knabe schien dem Leben seines Vaters, der ihn sehr liebte, eine kurze Wendung zu geben. Aber in einer wilden Sturmnacht wurde er von Ohm Semmler und Hülsmayer, einem Wilddieb und Waldfrevler, betrunken, ohne Sterbeakramente tot im Wald gefunden. Der junge Friedrich musste jetzt seiner Mutter helfen, den Hof zu bewirtschaften. Als einmal andere Knaben über seinen Vater Schauermärchen erzählten, fuhr er über sie her und wurde dafür tüchtig verprügelt. Seitdem war er ein Einzelgänger und galt als Eigenbrötler und verstockt.“ Hier folgte nun das V-förmige Häkchen mit dem Dr. Heinz seine Kenntnisnahme bestätigte. Keine Note, kein Kommentar.

Mit der „Judenbuche“ machten wir Pause, denn am Freitag, dem 4. Oktober stand die erste Schulaufgabe in Deutsch auf dem Programm. Es ging darum einen Fachaufsatz zu schreiben. Wir rätselten über das Thema und erlebten eine Überraschung. Es musste kein Papier verteilt werden, jeder hatte freie Wahl ein Thema im Rahmen eines Fachaufsatzes zu beschreiben. Ich dachte an die Küchenuhr. Wolfgang Borcherts. Ich hatte gehört oder gelesen, dass inzwischen viele alte Autos nicht mehr betriebsfähig waren und verschrottet werden müssten. Dazu wurden extra starke hydraulische Pressen entwickelt, die alte Blechteile zu leicht transportierbaren Quadern formten, die in Eisengießereien zu neuen Blechen weiterverarbeitet werden konnten. Der Hauptdarsteller meines Fachaufsatzes war also ein altes Auto, das vor dem Beginn des zweiten Weltkrieges produziert wurde. „Der Mercedes-Benz 170 V aus dem Jahr 1937 wurde im Werk Untertürkheim am Neckar nahe der Autobahn nach Esslingen produziert. Die Wagenfarbe war glänzendes Schwarz. Stoßstangen Kühlergrill, Mercedes-Stern Lampen, Radkappen, Fenstereinfassungen, Fahrerrückspiegel, die Kanten des Trittbretts wie die Türklinken waren aus glitzerndem Chrom. Ein Wagen für den Stadtgebrauch und feste Straßen, wie Autobahnen. Ein Mann aus der nahen Stadt Göppingen, hatte es bestellt. Er schickte seinen Fahrer zur Abholung vom Werk in Untertürkheim. Die Rückfahrt nach Göppingen war die Jungfernfahrt. Ein Auto fährt von selbst, weil es einen Motor hat, der für Bewegung sorgt. Die Dosierung und Steuerung der erzeugten Energie erfolgte über Fußpedale und mit Hand und Armbewegungen an Lenkrad und Schaltstock. Die Leistung des Motors betrug 38 PS, die Spitzengeschwindigkeit 108 Stundenkilometer. Das Auto hatte einen guten Fahrer. Er bewegte es in manierlicher Art, aber es kam nicht oft zu großem Einsatz. Der Fahrer fuhr den Chef und seine zwei Kinder dreimal täglich zwischen Schule, Fabrik und dem Wohnhaus hin und her; am Sonntag mit Frau

und Kindern zur Kirche. Es war an angenehmes Dasein und ein Leben in Harmonie. Das Auto wurde wenig bewegt, aber ordentlich gewartet und musste selten in die Werkstatt. Der Lack war ohne Kratzer, die Radkappen ohne Schlammspritzer. Aber das sollte sich bald ändern. Als der heiße August vorüber war, läuteten am 1. September 1939 selbst in Göppingen nahe Stuttgart die Glocken und die Volksempfänger verkündeten den Beginn des Krieges des Deutschen Reiches gegen Polen. Das war der Ausgangspunkt der zweiten Etappe der Geschichte eines Autos, das nun der Staat enteignet und der Deutschen Wehrmacht zugeteilt hatte. Der 170V von Mercedes-Benz war ein Fahrzeug für Ränge vom Major aufwärts der rückwärtigen Quartiere der militärischen Führung.“ In zwei Stunden hatte ich drei Seiten DIN A4 vollgeschrieben. Dann hatte das alte Auto schwer beschädigt, aber noch immer fahrbereit, seinen Weg aus dem Osten zurück nach Süd-deutschland gefunden, wo es nach dem Krieg bald sein drittes Leben auf einem Bauernhof verbrachte, bis es auch dazu zu alt war und sein Motor eines Morgens nicht mehr anspringen wollte. Der Bauer ließ es in einem Schuppen und schloss das Tor, bis ein Schrottsammler vorbeikam, der das Fahrzeug entdeckte und dem Bauern abkaufte. Nur wenig später kam er mit einem Lastwagen zurück und holte das Wrack ab. Seitdem stand es auf seinem Schrottplatz neben einem Turm aus Schrottquadern. Dann wurden als erstes alle Teile aus Chrom oder Glas abmontiert. Sitze, Armaturen und Verkleidungen ausgebaut, Motor und Getriebe ausgehoben, die Räder abgenommen. Chassis, Aus-puffrohr wie andere Bleche wurden in die Schrottpresse geladen und mit viel Lärm zu einem Quader gepresst. Das alte Auto sah seine Zukunft nicht mit Selbst-mitleid oder Lar-moyanz. Gelebte Existenz war nicht nutzlos, sondern Humus neuen ver-gänglichen Seins im Ozean des Univer-sums.“ Ich hatte mir keine Mühe ge-macht über ein altes



Auto zu schreiben und war erstaunt über meinem Ehrgeiz. Am Schlusssatz musste ich lange an der gelebten Existenz kauen. Dr. Heinz benotete meinen Aufsatz mit gut und lobte ihn vor versammelter Klasse, die ebenso verwundert war wie ich.

Am Samstag stand ein Besuch bei meiner Mutter in Ebenhausen auf dem Programm. Nach der Schule ging ich mit Roland Krause, dem ersten aus der Klasse, der mit mir Kontakt aufgenommen hatte, zum Viktualienmarkt, der am Samstag bis nachmittags geöffnet war und sahen uns

das Marktreiben an. Später trennten wir uns. Ich fuhr nach Ramersdorf zum Mittagessen bei Gabi und im Anschluss mit Tram- und Isartalbahn nach Ebenhausen. Pünktlich um 16 Uhr saß ich dort am Kaffeetisch mit Wölfi, Onkel Kreppel, Mutti und Jörg, der mit seiner Isetta gekommen war. Das Wohngeschoß des Neubaus an der Zeller Straße war immer noch ohne Bodenbeläge und die Familie schlief noch auf dem Dachboden. Aber das ganze Haus roch gut und zwar nach Nadelholz. Nicht nach Lärchenholz, sondern Kiefernholz. Die tragenden Balken der Wände, Decken und der Dachstuhl waren aus Holz. Das Fertighaus aus dem bayerischen Wald roch nicht nach Mörtel, Ziegel oder Zement wie der Keller. Es gab Kaffee und Kuchen, aber nach zwei Stunden hatte es Jörg auf einmal eilig. Er hatte noch Hendl- und Biermarken für das Oktoberfest von der Bundeswehr dabei, die er heute einlösen wollte, denn am Montag endete die Wiese und die Marken wurden wertlos. Er lud mich ein und wollte in Pullach unterwegs noch eine Freundin abholen, die ihn bereits erwartete. Es dämmerte bereits, als wir losfuhren und ich zum ersten Mal auf der Bundesstraße 11 fuhr. Die B11 führte etwas versetzt, aber parallel zur Bahntrasse über Hohen-schäftlarn durch den Wald nach Baierbrunn. Am Bahnhof Buchenhain überquerte sie die Bahnlinie. Der Verkehr wurde dort durch Schranken-betrieb am Bahn-übergang geregelt. Dann trennten sich Bahn- und Straßenverkehr. Der Zug fuhr weiter auf dem linken Isar-



hochufer Richtung Pullach. Die B11 führte von Buchenhain an Höllriegelskreuth und Pullach vorbei fast acht Kilometer entlang der südöstlichen Grenze des Forstenrieder Park nach München-Solln. Der Park heißt nur so, weil Westforst nicht so gut klingt. In Grünwald heißt der Forst Grünwalder Forst. Die großen Fichtenwälder von Deisenhofen, Höhenkirchen, Hofolding oder Ebersberg sind Forste und keine Parks. Sie wurden angelegt, um den enormen Holzbedarf der Münchner zu decken. Das waren weder Parkanlagen noch germanische Mischwälder oder gar Englische Gärten. Die schwer zugänglichen Plantagenwälder waren nicht nur von Wildschweinen und Hirschen, sondern auch von Streunern und Gesindel bevölkert. Jörg riet jedenfalls davon ab, sich in diesen Forsten zu verirren. Er war in Pullach Richtung Bahnhof abgebogen und suchte in einer Seitenstraße der Münchner Straße nach einer Hausnummer. Er hatte sie endlich gefunden und geläutet. Nun stand er an der Gartenmauer und wartete auf die Freundin. Ich stand an seiner blau-weißen Isetta und überlegte, wie wir drei auf die enge Sitzbank passen. So sehr schien seine Freundin nicht auf uns gewartet zu haben. Es dauerte eine Viertelstunde, bis sie sich fertig gemacht hatte und ans Tor kam. Sie trug einen enganliegenden Rock aus festem mittelbraunem Stoff, eine weiße Trachtenbluse unter einer hellbraunen Trachtenjacke und dunkelbraune Pumps. Jörg drückte ihre Hand und stellte sie mir als Rena vor. Sie war so groß wie ich, hatte dunkle Haare und Augen, war fünf Jahre älter und schlank. Auf der Sitzbank war Platz für zwei Erwachsene mit Kind, aber für drei Erwachsene wurde es eng. Rena störte das nicht, sie setzte sich als letzte in die Mitte zwischen mich und Jörg. Der klappte die Tür zu, startete den Motor und wir verließen Pullach um 1/8. Von Pullach zur Theresienwiese waren es sieben Kilometer und der Verkehr war lebhaft, weil vor acht Uhr noch viele unterwegs zu den Abendveranstaltungen in den Kinos, Theatern oder Konzert- und anderen Veranstaltungssälen in München waren. Punkt acht Uhr saßen wir im Löwenbräuzelt an einem Tisch auf der Empore mit Blick auf die Leute, die unter uns auf Bänken an den Biertischen saßen. Die Blasmusikkapelle in dem Pavillon in der Mitte des Zelt forderte die Besucher immer wieder zu einem Prosit auf die Gemütlichkeit auf.



Das Zelt war, wie man sehen kann, voll und erfüllt vom Lärm der Stimmen von tausenden Besuchern, die ihre Maßkrüge mit einem „Oans, zwoa, gsuffa!“ an den Mund zu führten, das Bier schmatzend schlürften, um dann den Maßkrug mit lautem Knall auf dem Tisch abzusetzen. Von den etwa dreitausend Besuchern im Zelt, waren etwa die Hälfte Raucher, die Tabakprodukte aller Arten von Pfeife, Zigarre, Zigarillo, Zigarette bis zum Kau- oder Schnupftabak zu sich nahmen. Die Aschenbecher quollen über, viel Bier wurde beim Prosten und Absetzen des Kruges verschüttet. Die Küchen blieben bis um zehn Uhr geöffnet und die Gerüche von Schweinebraten, Würstchen auf Kraut oder gegrillten Hähnchen mischte sich mit dem des Tabaks, dem Bierdunst, Kölnisch Wasser, Schweiß und Erbrochenem zu einer einzigartigen Mischung. Wir hatten nun zwar einen Tisch mit Aussicht, aber es dauerte, bis eine Bedienung die Treppe hochkam und unsere Bestellung aufnahm. Das war kurz nach acht. Um 8 1/4 kam sie mit drei vollen Maßkrügen zurück, steckte drei Biermarken und ein Trinkgeld

von einer Mark ein und kündigte die Lieferung der drei gegrillten halben Hähnchen in zehn Minuten an. Dann verschwand sie. Jörg, Rena und ich prosteten uns zu, stießen unsere Krüge aneinander, sahen uns gegenseitig in die Augen, sagten „Prost!“ und schlürften einige Schluck Bier. Mein Magen knurrte, weil er fast nüchtern war und nun mit lauwarmen Starkbier überschwemmt wurde. Jörg und Rena betrieben Konversation. Ich war halb ohnmächtig, als um neun Uhr endlich das verdammte Hendl serviert wurde. „An Guaden!“ Das Grillhendl war heiß, die Haut knusprig und das saftige weiße Fleisch schmeckte köstlich. Jörg hatte immer noch Biermarken übrig und nach dem gut gesalzenen Hähnchen wäre etwas kaltes Bier ganz angenehm. Ich bestellte gegen den Rat unserer Mutter noch eine zweite Maß Oktoberfestbier, damit Jörg seine Biermarken loswurde. Ich hätte das besser bleiben lassen. Wahrscheinlich wollte ich imponieren. Im Kalender ist vermerkt: „10 ½ heimgelaufen, gekotzt.“ Der Spruch der Woche lautete: „Alles, was es Glänzendes, Ehrenvolles und Köstliches auf dieser Welt gibt, ist nichts im Vergleich zu der Herrlichkeit des Geistes.“ – Franz von Sales.

Am Sonntag wachte ich um zehn Uhr mit einem Kater auf. Ich habe mein Zimmer sauber gemacht. Später saß ich mit müden Augen am Schreibtisch und bearbeitete die Hausaufgabe, die Dr. Heinz letzten Donnerstag mit Abgabetermin am Montag gestellt hatte:

„Die Judenbuche, 2. Der junge Friedrich S.12-24.

- a.) Er wird von Ohm Simon adoptiert: Als Friedrich 12 Jahre alt ist, besucht Ohm Simon Margarete, um sie zu überreden, ihm ihren Sohn als Gehilfen und an Sohnes statt in einer Art Adoption zu überlassen, mit der Versicherung, ihn nach seinem Tode als Erben einzusetzen. Dies gelang ihm auch.
- b.) Bei Ohm Simon: Auf dem Weg nach Brede fragte Simon den Jungen über seine Mutter aus und als sie an der Stelle, an der sein Vater gefunden wurde, vorbeikamen, wies er Friedrich daraufhin. Als der sich fürchtete, wies er ihn zurecht. Dann arbeitete er bei Ohm Simon, bis er am Nachmittag nach Haus zurückkehrte.
- c.) Eines Tages bringt Friedrich den angeblichen Waisenknaben Johannes mit nach Hause, der bei seinem Onkel Schweine hütet. Er will ihm eine Violine schenken, was er mit einer gönnerhaften Bewegung, die man später immer wieder findet, tat.
- d.) Der Verdacht der Mutter: Die Mutter, die Johannes zuerst mit Friedrich verwechselt hatte, sinnt darüber nach und kommt zu dem furchtbaren Verdacht, daß Johannes ein illegitimer Sohn ihres Bruders sei und daß dieser in Bezug auf das Erbe einen Meineid geschworen hatte.

„Wo ist die Hand, so zart, daß ohne Irren
sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren.“

(Besinnungsaufsatz)

Diese Verse stellte Anette von Droste-Hülshoff an den Anfang ihrer Novelle. Sie fragt mit ihnen, welcher Mensch imstande ist, die Beweggründe und die äußeren Eindrücke, die einen Menschen zu einem Mord oder sonstiger Gewalttat antreiben, zu beurteilen. Sie beantwortet diese Fragen auf ihre Art in der Novelle. Sie zeigt die ganze Kindheit und Jugend eines Menschen, der zum Mörder wird, und daß daran hauptsächlich die Einflüsse der Zeit schuld sind, so wie unvorsichtige Worte, die ausweichend ohne Gedanken gesprochen wurden. Sie zeigt, wie sich diese in die Seele eines Kindes festfressen. Dann greift sie auf die Vererbung zurück. Sie zeigt den Vater des jungen Mannes und seine Eigenschaften, die sich auf seinen Sohn übertragen haben. Die Jugendjahre, die Umgebung und Verhältnisse, in denen sie verbracht wurden, prägen sich ein und finden ihren Ausbruch in Mord oder Totschlag.“ Dr. Heinz hat mit Bleistift ein fettes V hinterlassen.

„Die Judenbuche, 3. Der Mord an Förster Brandes S. 24-42

- a.) bei Ohm Simon: Seit dem Friedrich mehr bei Ohm Simon lebt, der anscheinend sehr an ihm hängt, hat er sich sehr gewandelt. Das träumerische war gewichen und er legte Wert auf sein Äußeres. Bald stand er im Ruf eines hübschen Burschen. Er wird die rechte Hand seines Onkels. Was ihm an Kraft fehlte gleicht er durch Ausdauer aus. Mit achtzehn Jahren hatte er eine bedeutende Stellung in der Dorfjugend.
- b.) Die Blaukittel: Um diese Zeit hatten die Blaukittel, eine üble Waldfrevlerbande, schlau und rücksichtslos ihr Werk verrichtet. Als die Forste darauf bewacht wurden, frevelten sie weiter und zwar immer wenn die Patrouillen ausfielen oder am anderen Teil des Tales waren.

c.) Der Mord an Förster Brandes: Als Friedrich einmal in einem Waldtal die Kühe hütete, stößt Förster Brandis mit einer Patrouillengruppe auf ihn und fragt ihn nach verdächtigen Geräuschen aus. Friedrich stellt sich dumm, und als Brandes die anderen weggeschickt hatte, fährt er drohend über ihn her, indem er ihm seine Armut vorhält. Er bereute es aber sofort wieder. Als Brandes weiter will, schickte Friedrich ihn auf einen falschen Weg. Er ruft ihn danach nicht mehr zurück, sondern zieht mit seinem Vieh heimwärts, wo er sich wegen angeblicher Übelkeit hinlegt. Kurz danach kommt der Gerichtsschreiber Kapp zu einem Trunk Milch und berichtet von neuem Waldfrevel und der Ermordung Brandes. Friedrich wälzt sich darauf mit Gewissensbissen in Schmerzen, die ihn aber bald verlassen. Als Johannes ihn zum Ohm holen will, geht er nach einigem Zaudern trotzdem mit.

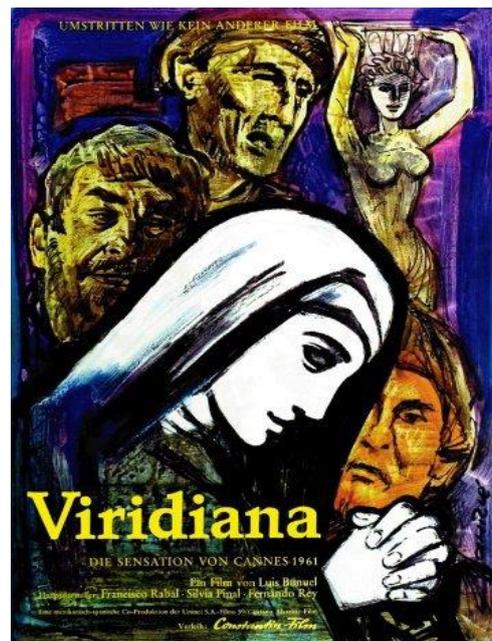
d.) Die Untersuchung des Falles: Da bei der Untersuchung der Aussagen der Förster, Bauern Knechten nichts herauskam, berichtete Friedrich alles wahrheitsgemäß, außer dem Schluß seiner letzten Worte mit Brandes. Als ihm der Vorsitzende ihm plötzlich eine Axt, die Tatwaffe, vor Augen hält, zeigt er sich erschüttert, leugnet aber, die Axt zu kennen.

e.) Die Unterredung mit Simon: Am nächsten Sonntag will Friedrich beichten gehen. Im Halbdunkel begegnet er Simon, mit dem er eine Unterredung über die Beichte hat. Als Friedrich ihm plötzlich indirekt den Mord bestätigt, gibt er sich, ohne es zu merken fast ganz in Simons Hand. Er geht danach nicht weiter zum Beichten.

f.) Seine Charakterveränderung: Jetzt verändert sich Friedrich immer mehr. Man kann sagen, er prunkte, während seine Mutter darbt. Er versäumt kein festliches Ereignis und gilt zwar als ordentlich, nüchtern und treuherzig, ist aber auch listig, prahlerisch und oft roh, so daß seine Mutter keine Freude an ihm hatte. Bald erringt er sich durch seine Kühnheit und Tücke das Übergewicht in der Dorfjugend. Sein einziger Gegner ist der besseren Verhältnissen stammende Wilm Hülsmeier.“

Viridiana– Inhaltsbeschreibung des Films von Luis Bunuel

Der nächste Eintrag zur Judenbuche wird erst am 19.10.63 erfolgen. In meinem kleinen grünen katholischen Taschenkalender stand am Montag, 7. Oktober, dem Tag der Allerseligsten Jungfrau vom Rosenkranz: „Nach der Schule Blue Jeans gesucht Kaufhof, Ruth und Mutter getroffen, mit denen gegessen, Hose gekauft 16 DM.“ Am Donnerstag 10. „Hausarbeiten und danach ins Kino. Film ‚Viridiana‘ grausig deprimiert. HP nach F.“ HP stand für Herrn Peterich und F für Frankfurt, weil dort die Buchmesse stattfand und er am Stand seines Verlages Autoren und Buchhändler und andere Verlagsmenschen traf. Ich weiß nicht, wer oder was mich dazu gebracht hat, einen spanisch-mexikanischen schwarz-weißen Film von Luis Bunuel von 1961 in einem Münchner Kino anzugucken. Das Kino Isabella Lichtspiele war nahe der Neureuther Straße zwischen Maxvorstadt und Schwabing. Beide Stadtteile waren für mich Neuland, aber ich habe hingefunden. 1963 war der Film deutsch synchronisiert und nun für alle ab 18 Jahre zugänglich. In Spanien war er verboten. Das Plakat sah aus wie ein Buntglasfenster. Es roch nach Weihrauch. Mit einer betenden Novizin vor fratzenhaften Männergesichtern und einer barbusigen Nackten, die mit langen Haaren und erhobenen Armen tanzt, lockte man weder Katholiken noch Massenpublikum ins Kino. Auf einem Handzettel, den Gegner verteilten, wurde dem Regisseur vorgeworfen Raub, Inzest, Nekrophilie, Sodomie darzustellen und Gotteslästerung zu begehen. Selbst den Film anzusehen war für Katholiken eine Sünde, die ich mir für die nächste Beichte merkte. Ich musste mich konzentrieren, um unauffällig ein Ticket für über 18 Jährige zu kaufen. Es war ein Donnerstag, das Oktoberfest war vorbei, das Kino hatte vielleicht zweihundert Plätze und kaum mehr als zwei Dutzend Menschen waren gekommen. Deshalb bekam ich ohne Zögern eine Kinokarte: Fünfte Reihe, Mitte, niemand vor mir, mit gutem Abstand zur Leinwand. Von



dort aus sah ich den Film an, der mich „grausig deprimierte.“ Es lag nicht nur an der fehlenden Farbe, sondern vielleicht auch daran, dass schwarz-weiß, die einzigen Farben waren und von Anfang an wie eine dunkle Wolke über allen handelnden Personen und den Räumen und Orten des Geschehens hingen.

Viridiana, Novizin eines Frauenordens steht kurz vor ihrem Gelübde, als die Oberin des Ordens einen Brief von ihrem Onkel erhält, der an der Einsegnung seiner Nichte nicht teilnehmen kann oder will. Er lädt sie jedoch ein, ihn zu besuchen, bevor sich die Türen des Klosters nach dem Gelübde für immer hinter ihr schließen. Viridiana kennt den Onkel kaum und will eigentlich nicht in die Welt zurückkehren, aber die Oberin erinnert sie daran, dass ihr Onkel ihr Studium bezahlt habe und ihre Mitgift verwaltet. Sie schickt sie auf die Reise zu ihrem Onkel mit der Aufforderung: „Bemühe dich nett zu ihm zu sein!“ Am nächsten Tag brachte sie ein Bus zur nächsten Stadt und von dort mit der schwarzen Kutsche des Gutsbesitzers zum Gutshof ihres Onkels Don Jaime. Dort empfing sie die mittelalte Haushälterin Ramona und später ihr Onkel, der dreimal so alt war wie seine Nichte. Sie hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, aber jetzt wollte er das Versäumte nachholen und für immer für sie da sein. Sie enttäuschte seine Hoffnung und sagte ihm, dass sie nur für ein paar Tage gekommen sei, weil ihr die Oberin das befohlen hatte. Der Onkel ist erstaunt über ihre Figur. Sie gleicht der ihrer verstorbenen Tante. Selbst Viridianas Stimme erinnerte ihn an die seiner toten Frau. Als sie sich abends ihr Schlafzeug vom Bett geholt und für das Nachtgebet auf dem Boden ausgelegt hatte, nahm sie noch ein Holzkreuz und eine Dornenkrone aus ihrem Koffer, legte es daneben und betete bevor sie das Licht löschte.

Am nächsten Morgen sah sie im Kuhstall dem Knecht beim Melken zu. Der fragt sie, ob sie das schon mal gemacht habe. Hatte sie nicht und nachdem sie einmal probiert hatte mit ihrer Hand einer Zitze Milch abzapfen, gab sie auf und zog ihre Hand zurück, als ihr Onkel vorbeikam. Sie versprach ihm einen Kuchen zu backen, der ihn erstaunen würde und fragte so nebenbei, warum ihr Onkel ihr verschwiegen hat, dass er einen Sohn hat. Der fragte zurück, woher sie das wisse. Sie antwortete, dass ihre Mutter das mal erwähnt hatte. Ihr Onkel gestand ihr, dass das stimme und warb um ihr Verständnis. Die Mutter des Sohnes sei eine einfache Frau gewesen. Damals war er dabei zu heiraten, nämlich ihre Tante. Er wollte seine neue Ehe nicht durch ein uneheliches Kind belasten. Als



Viridiana ihn fragte, was aus dem Kind geworden sei, antwortete er, dass gut vorgesorgt wurde. Dann wurde es Nacht. Ein Choral setzte ein. Man sah, wie der Onkel in seinem Zimmer den leeren Sarg seiner Frau öffnet, in dem er ihr Hochzeitskleid und andere Erinnerungen an sie aufbewahrte. In dem Moment öffnete

sich die Tür und Viridiana erschien im Nachthemd mit blondem, unverhülltem Haar und einem Korb, in dem Strickzeug lag. Sie ging, wie in Trance, ohne die Anwesenheit ihres Onkels zu beachten, zum lodernen Feuer im Kamin, warf Wollknäuel und Strickzeug ins Feuer, bückte sich, füllte ein paar Hände voll mit Asche in den Korb, ging mit leeren Augen zum Bett des Onkels, leerte die Asche auf sein Bettzeug und verließ, schweigend wie sie gekommen war, lautlos den Raum. Ihr Onkel blieb erstaunt zurück und sah ihr nach, wie sie durch die Diele zu ihrem Zimmer ging und die Tür hinter sich verriegelte. Am nächsten Morgen erfuhr Don Jaime von der Haushälterin, dass Viridiana abreisen wolle. Er geriet in Panik: „Wenn sie heute abreist, werde ich sie nie wieder sehen.“ Er hatte einen Plan, um ihre Abreise zu verhindern und verwickelte ihn nun mit Hilfe seiner Haushälterin Ramona. Beim Frühstück trifft er auf Viridiana. Sie hatte inzwischen erfahren, was sie als

Schlafwandlerin angerichtet hatte und entschuldigte sich bei ihrem Onkel. Sie fragte ihn, warum er sie nicht aufgeweckt hatte. Bisher hätte man sie einfach mit ein paar Ohrfeigen aufgeweckt. Der von ihr auf seinem Bett verstreuten Asche gab er keine Bedeutung, weil Schlafwandler nicht wissen, was sie tun. Sie sah ihn erstaunt an und sagte: „Aber Asche heißt Strafgericht und Tod.“ Seine Antwort: „Das Strafgericht dürfte für dich sein, weil du ja Nonne bist. Der Tod ist für mich, weil ich ja alt bin.“ „Wenn du willst, bringe ich dich morgen zum Bus. Zum Abschied habe ich eine Überraschung ausgedacht.“ Er wollte ihr etwas schenken, was sehr wertvoll für ihn war. Viridiana versprach es nicht zurückzuweisen und wenn er wünschte, dass sie sich freut, würde sie sich freuen. Abends half Ramona Viridiana, das Geschenk anzuziehen, denn es war ein Hochzeitskleid. Viridiana mochte solche Maskerade nicht, aber sie wollte dem Onkel die Laune nicht verderben. Das Kleid hatte ein Geheimnis, das Don Jaime ihr nun verriet: Ihre Tante starb in diesem Kleid in der Hochzeitsnacht an einem Herzinfarkt. Weil Viridiana ihrer Tante so ähnlich sähe, wollte er das Kleid ein letztes Mal an ihr sehen. Als er sie fragte, ob sie ihn für verrückt hält, antwortete sie, dass das nicht der Fall sei, denn nun wüsste sie, dass er gut sei. Er hielt das für übertrieben. Als er jung war, da hätte er noch Ideale gehabt. Er wollte etwas Großes schaffen, was seine Liebe zur Menschheit beweisen würde. Als er gerade damit angefangen hatte, machte ihr Tod alles nichtig. Als er weitermachen wollte wie früher und merkte, dass er sich lächerlich machte, begann er sich zu verkriechen. Damit sollte es nun vorbei sein. Er bat sie, bei ihm zu bleiben, aber sie lehnte mit Bedauern ab. Schließlich machte er ihr, mit Hilfe von Ramona, einen Heiratsantrag: Sie möge ihn nie mehr verlassen. Ihre Antwort war knapp und ablehnend: „Zu was für Gedanken du fähig bist!“ Man sah ihr an, dass sie sich unwohl fühlte als sie aufstand, um zu Bett zu gehen. Nun musste ihr Onkel seinen Plan umsetzen. Er entschuldigte sich bei ihr und bat sie zurück in den Salon, um etwas Musik zu hören und Kaffee zu trinken. Er gab



Ramona einen Wink woraufhin sie Betäubungsmittel in Viridianas Kaffeetasse träufelte. Er legte eine Platte mit einem wilden Choral auf. Nach wenigen Minuten wechselt er die Tonspur zu einem sanfteren Stück, ging zu Viridiana, stellte fest, dass sie in Ohnmacht gefallen war, hob sie hoch, trug sie auf seinen Armen in ihr Schlafzimmer, legte sie mit dem Rücken auf dem großen Bett ab und schloss die Tür zum Salon. Er legte die Falten ihres Rockes gerade, saß kurz auf der Bettkante mit einem langen Blick auf sie und wendete sich zum Gehen. Aber plötzlich ging er nochmal zurück an ihr Bett, setzte sich neben sie, öffnete ihre Bluse und drückte sein Gesicht in ihren nackten Busen, um sie dann zu küssen und jäh von ihr abzulassen. Er rückte das Kleid der Ohnmächtigen wieder zurecht und eilte aus dem Raum.

Der wilde Kirchenchor, der den Besuch bei seiner Nichte begleitete, verstummte, nachdem die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte. Als Viridiana am nächsten Tag aufwachte, sah sie Ramona am Fenster ihres Schlafzimmers stehen. Sie blickte mit dem Rücken zur ihr in den Park. Viridiana war durstig und bat Ramona um Wasser. Die brachte ihr ein Glas. Viridiana konnte sich nicht an den vergangenen Abend erinnern und erfuhr von Ramona, dass sie gestern Abend in Ohnmacht gefallen war. Sie und ihr Onkel hätten sie zu Bett gebracht. In diesem Moment klopfte es, die Tür ging auf und ihr Onkel trat ein. Viridiana erschrak und bat Ramona zu bleiben, aber ihr Onkel scheuchte Ramona raus, setzte sich auf die Bettkante zu Viridiana und erzählte ihr, dass er sie gestern in ihrer Ohnmacht in die Arme nehmen musste und sie ganz ihm gehört habe. „Jetzt kannst du nicht mehr zurück ins Kloster, denn du bist nicht mehr dieselbe. Du musst jetzt für immer mit mir leben, auch wenn du mich nicht heiraten willst. Du kannst weiter leben wie bisher, auch damit bin ich einverstanden, nur bleib bei mir. Überleg es dir, ich gebe dir Zeit.“ Sie starrte ihn an und schrie „Rühr mich nicht an!“ Sie begann zu schluchzen, aber nachdem Don Jaime das Zimmer verlassen hatte, verließ sie geschwind ihr Bett, holte ihren Koffer und bereitete ihre Abreise vor. Ihr Onkel wandte sich währenddessen ratsuchend an Ramona. Er hätte einen Fehler gemacht, als er behauptete, sie hätte ihm ganz gehört. Das war eine Notlüge, um sie von einer Rückkehr ins Kloster abzuhalten. Nun sollte Ramona Viridiana vom Gegenteil überzeugen. Aber sie kam zu spät und als Don Jaime nun selbst zu seiner Nichte geht, um seine Lüge zu widerrufen, ist sie bereits mit ihrem Koffer dabei, das Haus zu verlassen. Er erklärt ihr, dass in der Nacht überhaupt nichts geschehen sei und dass er nicht wolle, dass sie mit einem Hass gegen ihn das Haus verlässt. „Auch wenn du die Wahrheit sagst, du bist mir zuwider“ war Viridianas Antwort. „Du hast nichts verstanden, du hast es nicht mal versucht“ rief ihr Onkel ihr hinterher. Dann fragte er Ramona, ob sie ihm glaube, dass er gelogen habe. Sie antwortete, dass sie es täte, aber als er nachfragte, „Lüg mich nicht an, du glaubst es auch nicht?“, sagte sie: „Es ist alles so sonderbar, Señor.“ Er nahm es wie eine Bestätigung, „Also du auch nicht“, sagte er als er ging und sie allein in Viridianas Zimmer zurückließ.



Als er weg war, drehte Ramona sich um, ging zum Bett, schlug die Bettdecke zurück und inspizierte das Bettlaken wie ehemals Pater Wolfram meines im Schlafsaal des Missionsseminars von St. Ottilien. Don Jaime ging in sein Arbeitszimmer. Er schien amüsiert oder auch inspiriert, als er sich an den Schreibtisch setzte, Papier und seinen Füllfederschreiber bereitlegte. Währenddessen wartete Viridiana an der Bushaltestelle auf den Bus, der alsbald einfuhr, aber ohne sie weiterfahren musste, weil Polizisten eingetroffen waren und Viridiana baten, wegen eines Unfalls zum Haus des Onkels zurückzukehren. Als sie dort mit dem Wagen der Polizei ankam, sah sie ihren Onkel an dem zur Schlinge geknüpften Springseil der Tochter von Ramona um den Hals, leblos vom Ast eines Baumes

hängen. Sie konnte ihren Onkel identifizieren. Damit endete nach etwa 32 Minuten, 24 Bildern pro Sekunde und somit 24.480 Einzelbildern die erste Hälfte des Filmes oder der erste Akt des Dramas. Sie öffneten neue Spielräume für einen zweiten Akt, in dem Viridiana vom Onkel befreit, zu seinem Erben wird und sich gegenüber der Schwester Oberin entscheidet, dem Orden nicht als Nonne beizutreten, sondern ihre Nächstenhilfe künftig allein und selbständig mit ihrem Erbe zu betreiben. Als erstes suchte sie im Dorf nach hilfsbedürftigen Menschen. Sie bot ihnen Verpflegung und Unterkunft in leerstehenden Räumen des Wirtschaftsgebäudes und von Gesindestuben des Gutshofes gegen Arbeit in Haus, Hof und Stall oder auf den Feldern. Zugleich erschien auch der verstoßene uneheliche Sohn von Don Jaimes, Jorge mit seiner Gefährtin Lucia auf dem Gutshof. Er bezog mit ihr die Räume in der Belle Etage des Herrenhauses. Erbe und Erbin waren entschlossen, den Betrieb des Gutes aufrecht zu halten. Er übernahm die Landwirtschaft, sie kümmerte sich um Haus und Gesinde. Lucia hatte bald keine Lust mehr am langweiligen Landleben und verließ Jorge. Nach ihrer Abfahrt bot er Viridiana an, in das Herrenhaus umzuziehen. Leben und Arbeit auf dem Hof verliefen geregelt bis zu dem Tag als Jorge und Viridiana mit Ramona und deren Tochter, die zum Zahnarzt musste, mit einem Auto in die ferne Stadt fuhren, um dort um vier Uhr einen Notar aufzusuchen. Sie planten dort zu übernachten und am Tag darauf zurückzukommen. Als ihr Wagen außer Sicht und niemand mehr im Herrenhaus war, hatten einige der Bettlerinnen die Idee, die Wohnräume ihrer Herrschaft zu besichtigen. Ohne jede böse Absicht, nur aus Neugierde. Dabei blieb es aber nicht, sondern andere, auch Männer kamen dazu. Als bald kam es zu Grenzüber tretungen, Flaschen wurden geöffnet, schönes Besteck, Gläser und Geschirr herbeigeholt und der große Esstisch gedeckt. Eine begabte Köchin bereitete ein Mahl in der Küche und es begann etwas, was die Römer Bacchanalien nannten, weil der für Wein zuständige Gott Bacchus hieß, in Griechisch Dionysus. Die Römer veranstalteten ihre Orgien jedoch in bequemer Lage auf Polstern und Kissen und nicht wie auf Da Vinci's Bild zusammengedrängt auf einer Seite des Tisches.



Die Benutzung seines Gemäldes vom letzten Abendmahl als Vorbild einer Orgie von Bettlern, Strolchen und Gesindel aller Art wurde dem Regisseur als Blasphemie angekreidet. Es sei die Beleidigung einer Ikone, wie die griechisch-/russisch orthodoxen Christen ihre Heiligenbilder bezeichneten. Zu dem Abendmahl von fünf Bettlerinnen, sieben Bettlern und einem Blinden in der Mitte, erschallte Händels Choral ‚Halleluja‘, während das Gesindel feinen Lambraten und edle Getränke zu sich nahm. Sie konnten sogar ein Foto von ihrem Gelage machen, weil einer vor ihnen eine Fotokamera gefunden hatte und wusste, wie man sie bediente. Doch dann entgleiste das Gelage, ein Mann zog das Brautkleid der toten Tante an, es wurde getanzt, Musik spielte, ein Baby schrie, Frauen prügeln sich, hinter einem Sofa nutzte ein vom Alkohol angeregter Schuft seine Chance bei einer der Frauen, dabei wurde er erwischt und verprügelt. Der Blinde schlug mit seinem Stock wild um sich, traf Geschirr und Gläser. Der Rotwein versaute die feine Tischdecke und die ungebetenen Gäste begannen nach und nach das Haus mit Händen voller Beute zu verlassen. Wenig

später kamen Jorge, Viridiana und Ramona mit deren Tochter nachts überraschend zurück und gingen in das Herrenhaus. Zwei der Landstreicher, die noch in der Belle Etage waren, überfielen Jorge, schlugen ihn nieder und fesselten ihn. Der eine machte sich über Viridiana her und versuchte



sie zu vergewaltigen, der andere bewachte Jorge. Als der zu sich gekommen war, bot er seinem Bewacher Bargeld an, wenn er seine Fesseln löste. Später konnte er ihn auch noch überreden, seinen Kumpel, der versuchte die inzwischen

ohnmächtige Viridiana zu vergewaltigen, mit einer Schaufel zu erschlagen. Als die von Ramona gerufene Polizei endlich eintraf, war Jorge noch immer gefesselt und Viridiana lag wie erstarrt unter dem erschlagenen Bettler auf dem Bett. In der Schlusszene war Viridiana zum letzten Mal zu sehen: Sie betrachtete sich mit geöffneten langen Haaren in einem Taschenspiegel, entdeckte eine Träne, wischte sie weg, legte den Spiegel beiseite, ging zur Tür von Jorges Zimmer, klopfte und trat ein als der gerade Ramona küsste und überrascht war. Ramona wollte gehen, aber er bat sie zu bleiben. Er erklärte Viridiana, sie hätten nur Karten gespielt und fragte sie, ob sie wüsste, wie man Karten spielt. Als sie ihren Kopf schüttelte, bot er an, es ihr beizubringen und lud sie zu einer Partie zu Dritt ein. Die letzte Einstellung des Films zeigte sie beim gemeinsamen Kartenspiel am Tisch. Dann sagte Jorge „bei Nacht sind alle Katzen grau“ nahm Viridianas Hand, legte sie auf den Kartenstoß und zeigte ihr wie man abhebt. ENDE, Licht an, Ton aus.

Es war stockdunkel, als ich das Kino verlassen hatte und unter noch dicht belaubten Bäumen nach Orientierung suchte. Es hatte etwas geregnet und es tropfte aus den nassen Ästen über dem Gehweg entlang einer Friedhofsmauer zur Tengstraße. Es war gruftig und düster. Am Josephsplatz stand ich vor einer Kirche, fand dort schließlich die Tramhaltestelle und wenig später einen Platz auf einer harten Bank in einem Waggon an einem von Dampf beschlagenem Fenster ohne Aussicht. Am Hauptbahnhof musste ich lange warten bis eine Tram kam, um die letzten Fahrgäste stadtauswärts zu bedienen. Es war fast Mitternacht, als ich es zurück nach Ramersdorf in den ersten Stock des schlafenden Reihenhauses in der Klagenfurter Straße geschafft hatte. Ich schlich ins Bad, machte mich bettfertig, ging lautlos in mein Zimmer, schaltete die Nachttischlampe ein, setzte mich auf den Schreibtischstuhl und sah in den dunklen Garten. Ich hatte nun drei Filme mit drei jungen Frauen um die dreißig Jahre im Mittelpunkt einer Liebesgeschichte an drei verschiedenen Orten gesehen: Paris, New York und einem Gutshof in Spanien. Zwei endeten glücklich, die dritte endete merkwürdig offen, vor allem mit „grauen Katzen bei Nacht“. Was heißt das? Unwissen ist kein Grund deprimiert zu sein und auch nicht grausig. Das Leben geht weiter, der Onkel ist tot, das Erbe in guten Händen, aber Viridiana sah verloren aus. Sie wurde entehrt und sie fühlte sich mitschuldig am Selbstmord ihres Onkels. Das war grausig und deprimierend.

Als ich am Freitag von der Schule nach Hause kam, wartete Post auf mich aus England von Shelagh. Gabi übergab mir das Kuvert mit einer Briefmarke mit dem himmelblauen Portrait der Königin. Sie trug den Stempel London 30.9.63. Auf dem Kuvert waren Nachsendungen verzeichnet: Am 7.10 von Hohenpeißenberg nach Ebenhausen, von dort am 9.10 nach München Ramersdorf. Im Inneren befand sich eine beidseitig mit blauer Tinte beschriebene Briefkarte aus Chalfont St. Peter London 29-9-63. „Mein lieber Puzzy! Vielen Dank für den Brief und Dein Bild, die mir viel geholfen haben. Es tut mir leid, daß Du keine Antwort früher bekommen hast und daß ich so schnell jetzt schreiben muß. Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich meinen Führerschein gemacht habe und es bekommen habe. Ich habe alles falsch gemacht, aber jetzt darf ich führen, obgleich ich nicht führen kann. Verstehst Du? Jetzt bin ich mit meinen Eltern in London in der Wohnung meiner Tante, aber morgen muß ich mit meinem Studium wieder anfangen. Ich bin froh, daß Du mit so netten Leuten bist, aber ich kann

Deine Adresse nicht lesen. Wenn Du etwas Besonderes schreiben willst mußt Du deutlich schreiben. Diese Karte muß ich nach Hohenpeißenberg schicken.“ Dann fand sie noch viele liebe Worte von ihrer Sehnsucht, dass wir uns wiedersehen, bis ihr Füller auch die rechte untere Ecke der Rückseite erreicht hatte und kein Platz mehr war. Das Gefühl nicht allein zu sein, sondern geliebt zu werden tat mir gut. Die Depression von gestern verflüchtigte sich, die Sonne schien und ich schrieb Shelagh mit Tinte einen ebenso liebevollen Antwortbrief, hab später gelesen, gelernt und die Welt war „schön“. Der Samstag war „sehr schön, Griechischschulaufgabe SCHEIßE. Nachmittags Giesinger Stadion 1860 München: 1.FC Nürnberg 5:0 toll, dann durch die Stadt, gebadet “ Darunter stand der Spruch der 41. Woche: „Es gibt für einen Christen nichts Schöneres und Beglückenderes als einander Licht zu sein in der Finsternis und Kälte, die uns umgibt.“ Der Autor, Reinhold Schneider, war ein Schriftsteller, der zum christlich-konservativen Widerstand gegen den Nationalsozialismus beitrug und den Onkel Kreppel schätzte. Er hatte ein Buch von ihm „Las Casas vor Karl V.“ Laut Klappentext werden darin Unterdrückung, Rassenwahn und falsch verstandene Religiosität angeprangert. Ich hatte es aber bisher nicht gelesen. Statt in eine Kirche zu gehen, ging ich ins Kino und sah kirchenfeindliche Filme. Ich lebte seit Monaten ohne Beichte oder Kommunion und versuchte nach meinem Gewissen zu leben, ohne von ihm gebissen zu werden und zurück in die Arme der Kirche und ihrer Sakramente zu flüchten. Am Sonntag weckte mich die Glocke der Ramersdorfer Kirche um 7 Uhr morgens. Es war ein weiterer goldener Herbsttag und ich machte mich um acht Uhr auf, um mit der Trambahn zum Waldfriedhof zu fahren und von dort zur Olympiastraße, wo ich mich um ½10 an die Zufahrt stellte und meinen Daumen raushielt, in der Hoffnung, dass eines der Autos, die in Richtung Berge fuhren, anhielt und mich wenigstens bis Weilheim mitnahm. Es war ein guter Tag, weil es nicht regnete und die Leute in Wochenendlaune



waren. Um ½12 stand ich auf dem Hohenpeißenberg. Die Parkplätze waren ebenso dicht belegt wie die Tische auf der Sommerterrasse. Ein Gefühl der Fremdheit und des Verlusts überkam mich wie auf einem Friedhof. Ich war zu einer Beerdigung gekommen. Im Kalender steht „Lenzenbauer desinteressiert“. Ich war für sie gestorben. Wir lebten in verschiedenen Welten und das sollte später auch so bleiben. An diesem Wochenende wusste ich: Es gab kein Zurück zum Berg und den Traumbildern, die in mir lebten. Ich wurde traurig oder melancholisch, wie Mutti es nannte, wenn sie etwas Verlorenem mit Wehmut nachtrauerte. Die Zukunft war ungewiss. Das Haus in Ebenhausen wurde nicht fertig und wenn, dann würde es Anfang Dezember. Im Winter eingesperrt in einer Baustelle an der Zellerstraße 44. Ringsum Matsch und Dreck. Das war keine Straße, das war ein Feldweg, der an mehreren Abschnitten bis zum Haus von Ungern-Sternberg eher ein Kartoffelacker mit Pfützen war. Aber auch die Alpenblickstraße vom Schwesternheim bergab über die Eisenbahnbrücke war noch nicht geteert. Sie war aus Schotter und kleingeschliffenen Kieselsteinen von der Isar. Die B11 war geteert, aber der Fußweg zum Bahnhof war meist aus Kies mit vielen Pfützen. Am Hohenpeißenberg waren inzwischen alle Straßen geteert. Im Dorf wurden eine neue Schule und eine moderne Kirche mit Pfarrhaus gebaut. Das Gymnasium in Weilheim hatte Neubauten und selbst der

Weilheimer Bahnhof wurde ausgebaut. Es rumorte in mir. Nur weil Onkel Kreppel eine Anstellung bei einem Forschungsinstitut gefunden hat, das in einem früheren Erholungsheim für Kinder, nur zwei Grundstücke von der Zellerstraße 44 entfernt, im Sommer 1963 seine Arbeit aufgenommen hatte, musste ich doch nicht dort leben.

Am nächsten Tag meldete sich der Herbst, in meinem Kalender begann eine Woche mit wenig Sonne und dämmrigen Licht. Am Dienstag war ich beim „Friseur, ging schnell“. Haarschneiden ging auch ohne Onkel Kreppel. Am Mittwoch war „Wandertag nach Schloss Nymphenburg“, den ich „ganz nett fand. ½12 nach Weilheim per Anhalter ging schnell, mit Huber Weizen im Pfaffenwinkel, auch Rückfahrt ging sehr schnell.“ Die folgenden Tage wurde „gelernt, gelesen, früh ins Bett, früh gelernt, viel geschlafen, Mathe Schulaufgabe, Scheiße! Verflucht!“

Am Samstag, den 19. Oktober habe ich nach der Schule endlich in meinem Deutschheft das letzte Kapitel der literarischen Facharbeit „Die Judenbuche“ eintragen.

„5. Der Mord am Juden Aaron:

a.) In den reichen Herbst fiel eine Hochzeit, zu der das ganze Dorf und viele Auswärtige erschienen und auf der es hoch herging. Friedrich stellte sich als Dorfelegant, bis er durch einen dummen Zwischenfall, den Johannes verursachte, lächerlich gemachte wurde.

b.) Gerade da erscheint der Jude Aaron, der vor allen Leuten von Friedrich die Bezahlung von 10 Talern für eine goldene Taschenuhr, die dieser längst benützt, fordert. Darauf verschwindet Friedrich und der Jude folgt ihn lautstark sein Geld fordernd, was zum allgemeinen Gelächter beiträgt.

c.) Die Kunde vom Mord: Der Gutsherr, der auch am Fest teilgenommen hatte, sitzt am nächsten Abend bei einem schweren Gewitter im Kreise der Angestellten und betet, als plötzlich Frau Aaron die Kunde von der Ermordung ihres Mannes bringt, der durch einen einzigen Schlag mit einem stumpfen Instrument auf seine Schläfe ermordet unter einer weit ausladenden Buche gefunden wurde.

d.) Die Flucht Friedrichs: Der Verdacht fällt natürlich sofort auf Friedrich. Als man ihn in seinem Hofe sucht, findet man seine wie versteinert dasitzende Mutter, die keine Auskunft gibt. Friedrich bleibt verschwunden.

e.) Die Entstehung der Judenbuche: Nach der Beendigung der Gerichtsverhandlung treffen am nächsten Morgen Juden ein, die nach einigem Handeln dem Gutsherrn die Buche abkaufen, unter der Aaron tot gefunden wurde. Eines Abends ziehen etwa 60 Juden und ein Rabbiner zur Buche und am nächsten Morgen findet man eine Inschrift in jüdischen Buchstaben eingeschnitz in die Rinde.

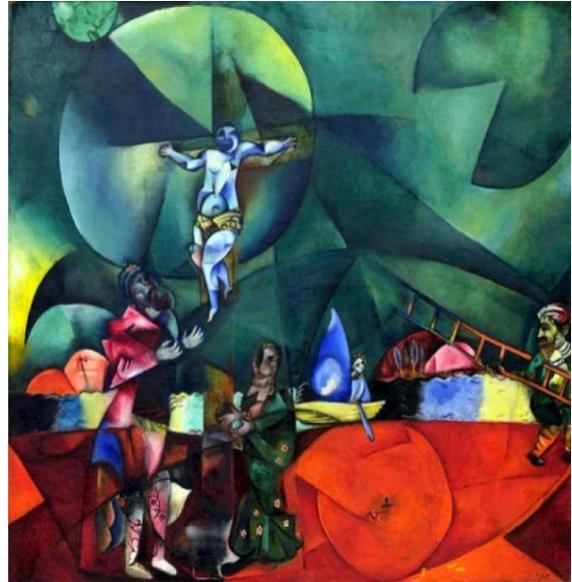
f.) Zweifel an der Schuld Friedrichs: Allmählich tauchen Zweifel an der Schuld Friedrichs auf, weil ein Mitglied einer Bande vor seinem Tode eine zweifelhafte Angabe über den Mord an einem Juden Aaron machte. Man schiebt jetzt seine Flucht auf die Schuld am Holzfrevler. Mit Friedrich war auch Johannes verschwunden.“ Dr. Heinz bestätigte seine Kenntnisnahme mit einem fetten V.

Danach bin ich per Anhalter nach Murnau gefahren, habe Fritzi getroffen. Wir waren im Kino: „40 Millionen suchen einen Mann.“ Der Cinemascope Farbfilm war eine amerikanische Komödie von 1962. Er spielte im Fürstentum Monaco, dem Spielcasino Monte Carlo und einem Yachthafen für die Superreichen an der französischen Riviera. Ich kann mich kaum an mehr erinnern, aber daran worüber ich nach der Schmonzette mit Fritzi beim Bier im Griesbräu in der Marktstraße geredet hatte, habe ich sehr präzise Erinnerungen. Wir hatten uns, seit wir am 11. September zu unseren



Gastfamilien gezogen waren, nicht mehr getroffen. Seine neue Schule hatte ich nie gesehen. Die Klenze Oberrealschule lag an der Wackersberger Straße in Sendling, unweit des Schlachthof-viertels. Ein jun-ger Architekt aus München hatte den Neubau realisiert. Sein Gebäude fand große Aufmerksamkeit. Aber auch Fritzi musste jeden Morgen erst zum Bahnhof, um von dort etwa neun Kilometer zum Harras zu

fahren. Er kannte Herrn Schroeter aus Gräfelfing eben-so wenig wie ich. Er war etwa fünfzig Jahre alt, trug Anzug und war selten in Hohenpeißenberg zu sehen. Er war ein guter Bekannter von Onkel Kreppel, mehr war nicht bekannt. Fritzi war jedenfalls mit seiner Situation in Gräfelfing unzufrieden. Als wir zu Tante Mannas Geburtstag im Juli in Berlin waren, hatte er gehört, dass es in West-Berlin keine Wehrpflicht gibt. Er war letztes Jahr gemustert und als voll diensttauglich eingestuft worden. In zwei Jahren nach dem Abitur wartete auf ihn die Einziehung zum Dienst in der Bundeswehr. Er meinte, er hätte seine Jahre in einer geschlossenen Anstalt bereits im Internat in Moers abgegolten. Vor kurzem habe er Tante Manna angeschrieben, ob er die zwei Jahre bis zum Abitur an einer Oberschule in der Nähe ihres Hauses in Nikolassee verbringen könnte. Inzwischen hatte Tante Manna ein Gymnasium in der Nähe des Wannsees gefunden. Das Ganze war eine geheime Aktion, denn Onkel Kreppel sollte vorerst nichts davon erfahren. Ich musste ihm schwören nichts von seinen Plänen zu verraten und ich hielt mich daran, weil Fritzis Plan kühn war. Er war bisher nur einmal in Berlin, nämlich im Juli mit Familie und mir zu Tante Mannas Geburtstag. Bereits während der Bauarbeiten im August danach begann er darüber nachzudenken, ob es nicht besser wäre, gar nicht erst in der Zellerstraße einzuziehen. Wegen unterschiedlicher Schuljahrbeginne in Bayern und Berlin ging das nicht so schnell, aber bald sollte es so weit sein und mein nächstälterer Bruder würde nach West-Berlin verduften. Winke, winke. Freie Unterkunft mit Verpflegung, aber noch fehlte der „finanzielle Feinschliff“ wie Fritzi die monatliche Überweisung unseres Vaters aus Opladen nannte. Nach dem Scheidungsurteil war Papu als sein Erziehungsberechtigter für ihn zuständig und somit Fritzis Joker gegen Mutti und Onkel Kreppel. Er war einfach gewandter als ich und wesentlich risikobereiter. Wenn er eine Chance sah, eine Idee, wie verrückt auch immer, durchzusetzen, versuchte er es wie beim Schafkopfspielen. Er bluffte nicht, er wartete auf die göttliche Eingebung und entdeckte oft im freien Fall eine Lösung, die wir alle übersehen hatten. Inzwischen war er rhetorisch so geschult, dass er im letzten Sommer am Hohenpeißenberg mit Onkel Kreppel Gespräche über Kunst führen konnte. Der Maler, um den es ging hieß Marc Chagall, ein moderner Phantast, ein Expressionist mit eigener, bunter Bildersprache und Kompositionen wie aus Träumen, für die die Gesetze der Physik nicht gelten. Solche Sätze sagte er, während wir eine Auswahl seiner Postkarten mit Gemälden Chagalls ansehen konnten und er die



Bilder kommentierte. Er übte sich in einem Vortrag und wir waren sein Publikum. Fritzi war heimtückisch und hatte Hintergedanken, von denen er selbst manch-mal noch nicht wusste. Schon das erste Bild war alles andere als harmlos. Fritzi fand es merkwürdig, dass ein osteuropäischer Jude aus dem Ghetto eine christliche Kreuzigung in einer Malrichtung darstellte, die man damals um 1912 Kubismus nannte. Mir war das alles zu viel. Ich hatte von Kunst wenig Ahnung, aber sah, dass die anderen Bilder von einer Energie erfüllt waren, die nach Fritzi den Expressionismus ausmachten. „Je heftiger der Ausdruck, desto stärker die Aussage oder die Kunst heiligt die Mittel.“ Später hat er mir die Karten geschenkt. Sie hatten für ihn keine Bedeutung mehr.

Ich ließ die beiden Intellektuellen allein. Ich hatte gehört, dass ein hoher Intelligenzquotient jemanden befähigen kann, aber dass das nicht zwangsläufig zu einem Intellektuellen führt. So wie in der Kirche, in der sich viele, die sich berufen fühlten, nicht auserwählt wurden, aber trotzdem ihren Dienst im Namen Gottes ausübten wie Pfarrer Dinnebier am Theresien-Gymnasium. Er war ein schmatzender Holzwurm im ewigen Gebälk der katholischen Kirche wie die Altphilologen in den humanistischen Gymnasien. Ich mochte Chagalls Fratzen. Fritzi berichtete, dass diese zum Teil großformatigen und vor Farbe überquellenden Ölbilder um 1912 in Paris von einem polnischen Juden gemalt wurden. Sie brachten ihm Erfolg in Europa und wurden zur Grundlage eines großen Künstlerlebens. Er lebte in Frankreich, aber die Nazis betrachteten seine Kunst als entartet und beschlagnahmten in Deutschland 59 seiner Gemälde für eine Ausstellung ‚entarteter‘ Kunst in München. Am 23. Juni 1941, einen Tag nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion verließ Chagall mit seiner Frau in letzter Minute Frankreich und wanderte aus nach New York. Fritzi wollte von Onkel Kreppel wissen, was an den Bildern entartet war. Der selbst war 1937 gerade 11 Jahre alt, als die Bilder nach der Ausstellung in München, als entartet eingestuft Künstler aus deutschen Museen verschwanden. Es dauerte Jahrzehnte, bis Bilder von Chagall wieder in Museen Westdeutschlands ausgestellt werden konnten. In seiner Zeit am Internat der Reichsschule in Feldafing am Starnberger See orientierte sich die arische Kunst am klassischen Heroismus des römischen Imperialismus und dem germanischen Blut und Boden Kult eines Volkes, das seinem Führer folgte. Damit war er groß geworden, bis das großdeutsche Reich im Frühling 1945 kapitulieren musste. Da kehrte er mit den Überlebenden seiner Kompanie aus dem Krieg zurück und stand mit 18 Jahren vor den Trümmern Nürnbergs. Damit begann seine persönliche Wandlung von Saulus zu Paulus. Seitdem hatte sich viel verändert und 1959 fand die erste Ausstellung mit Bildern Chagalls in München statt. Onkel Kreppel hatte sie besucht und konnte Fritzi mit den passenden Schlagwörtern versorgen, die der für seinen Aufsatz brauchte und deshalb fleißig, wie ein Profi mitnotierte. Er war mir damals ohnehin mit klugen Wörtern weit voraus und wusste bereits Opportunisten, Realisten, Idealisten, Sozialisten und Linksintellektuelle zu unterscheiden. Er selbst hielt sich für einen optimistischen Pragmatiker, guten Schwimmer und konnte sich vorstellen Journalist zu werden. Das mochte Onkel Kreppel und sah ihn in neuem Licht. Er hatte in Weilheim zudem einen Klassenkameraden, mit dem er sich öfter traf. Er hieß Peter Dudzig und war Sohn eines Gastwirts in Utting am Ammersee, der im Jahresbericht des ORG Weilheim mit einem Kreuzzeichen als verstorben vermerkt war. Die beiden gingen nicht nur im Ammersee schwimmen, sondern schrieben auch Artikel für die Schülerzeitung der ORG „Das Fragezeichen.“ Das Heft Nr. 7, das im November 1962 erschienen war, enthielt auf den Seiten 34-35 einen Beitrag mit dem Titel: „1, 2, 3 RAN...Tanzkurs.“

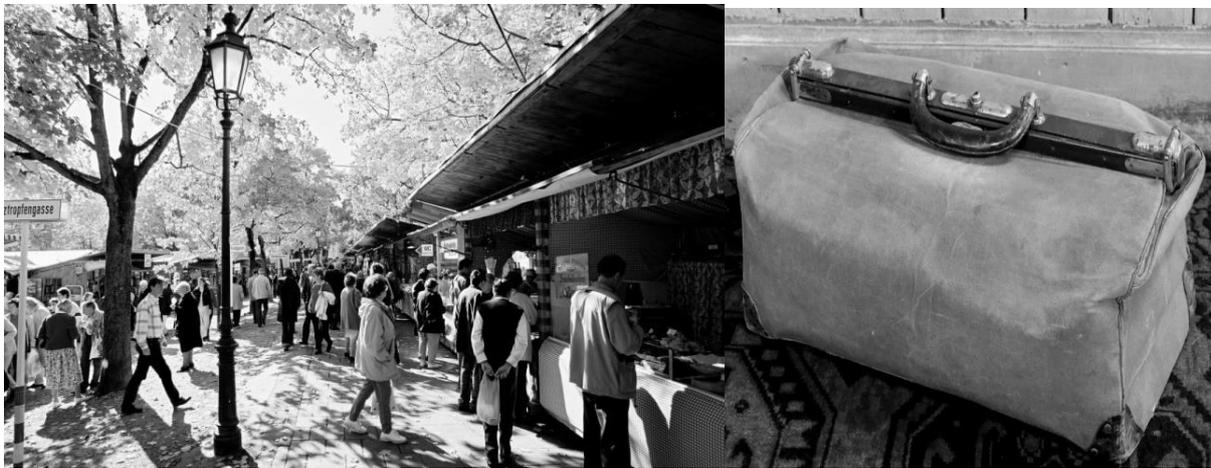
„Wieder mal unterrichtet die Tanzschule Valenci mit Herrn Ingo Breme als Tanzlehrer dreißig Mädchen der 6. und ebenso viele Jungen der 7. Klasse in den Anfängen des Tanzes. Ja, Du liest richtig geneigter Leser, das Verhältnis ist ausgeglichen, d.h. 1:1. Allsamstäglich rücken nun die Tanzlustigen wieder in der Pausenhalle an, klopfen noch schnell Flusen vom Anzug bzw. Rock und hören staunend den Ausführungen des Tanzlehrers



zu. Sie erfahren da zum Beispiel, daß man die Beine nicht nur zum Laufen, Fußballspielen und Trittschritten verwenden kann, sondern auf für allerlei seltsame Figuren, die nach dem Rhythmus der Musik gemacht werden. Doch bevor der erste Nahkampf beginnt, muss man ja noch wissen, wie man sich zu benehmen hat. Es heißt dann nicht mehr: ‚Komm Biene, legen wir mal ‘ne Kesse Sohle hin‘, sondern: ‚Fräulein darf ich bitten?‘ Weiterhin ist es unschicklich, sich während des Tanzes die im Rutschen befindliche Hose hochzuziehen, mit einem Taschentuch die Schuhe abzutupfen oder sich mit der Hand den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen. Es folgten zwei schwarz-weiß-Fotos. Eines der Fräulein in Sonntagkleidung, die darauf warten angesprochen zu werden und eines mit einem tanzenden Paar in Nahaufnahme von Rautgunde Würdig, die ältere der beiden Würdig-Schwestern Gudrun und Waltraute, die in meiner Klasse waren. Darunter ging es weiter: Jetzt erst heißt es: ‚Meine Herren, bitte auffordern!‘ Doch halt, nicht so stürmisch! Eine formvollendete Verbeugung von Seiten des Herren, darauf als Antwort ein freundliches Lächeln der Eroberten. Natürlich peinlich für die Damen, wenn sie sich statt dem Mann ihrer Träume dem Mann ihrer Alpträume gegenübersehen. Doch sie müssen lächeln, immer lächeln. Bei der nun folgenden Promenade müssen sie nicht lächeln, aber sie tun es seltsamerweise trotzdem. Der Grund ist wohl in den Verlegenheitsgesprächen der Herren zu finden. Ich hörte z.B. wie ein Herr seiner Holden immer wieder die Geschichte vom Mann mit den sieben Söhnen erzählte, während ein anderer unbedingt das Rezept für eine Rhabarbersuppe wissen wollte. Hat man sich nun durch diese amüsante Lockerung der Gliedmaße in tänzerische Hochform gebracht, stellte man sich in Tanzstellung auf, das heißt der Herr nimmt seine Auserwählte in die Arme und wartet auf Musik. Allerdings ist es nicht der Sinn der Sache, daß er sie vor dem Start halb erdrückt. Die ersten Takte sind auch nicht das Zeichen zum energischen Losstampfen, sondern man hat mit einer Dame sanft, wenn möglich im Rhythmus der Musik über das Parkett zu gleiten. Doch nun zum schlichten Teil des Tanzkurses. Da sind beispielsweise die Stöckelschuhe der Damen erwähnenswert. Als Parkettplüger und Wunderwaffe sind sie ein beliebtes Objekt schmerzlicher Betrachtung, denn schon mancher Tänzer ist mit diesen hochhakigen Dingen in mehr oder weniger schmerzhaften Konflikt geraten. Doch auch die Schuhe, die die Mode den Herren vorschreibt, haben bei einigen Damen auf Grund ihrer überdimensionalen Länge eine bleibende Erinnerung hinterlassen. Hat man nun um 16 Uhr recht und schlecht seine drei Stunden ‚geschwoft‘, begeben sich die ganz Unentwegten traditionsgemäß zu ‚bei Max‘. Hier wird dann nach der Musik aus dem Schnulzenkasten (sprich: Musikbox) ‚getwisted‘, ‚gecharlestont‘ und ‚gewalzt‘ (mehr gewalzt als Walzer getanzt), daß es eine Wonne ist. Auf dem Nachhauseweg jammern die Herren und Damen Anfänger dann ausgiebig über Plattfüße, Hühneraugen etc. Aber ob das infolge des Schwergewichts der Partnerschaft, unbedingt eine Bilanz der Tanzstunde war, mag dahingestellt bleiben.“ –F.H.–

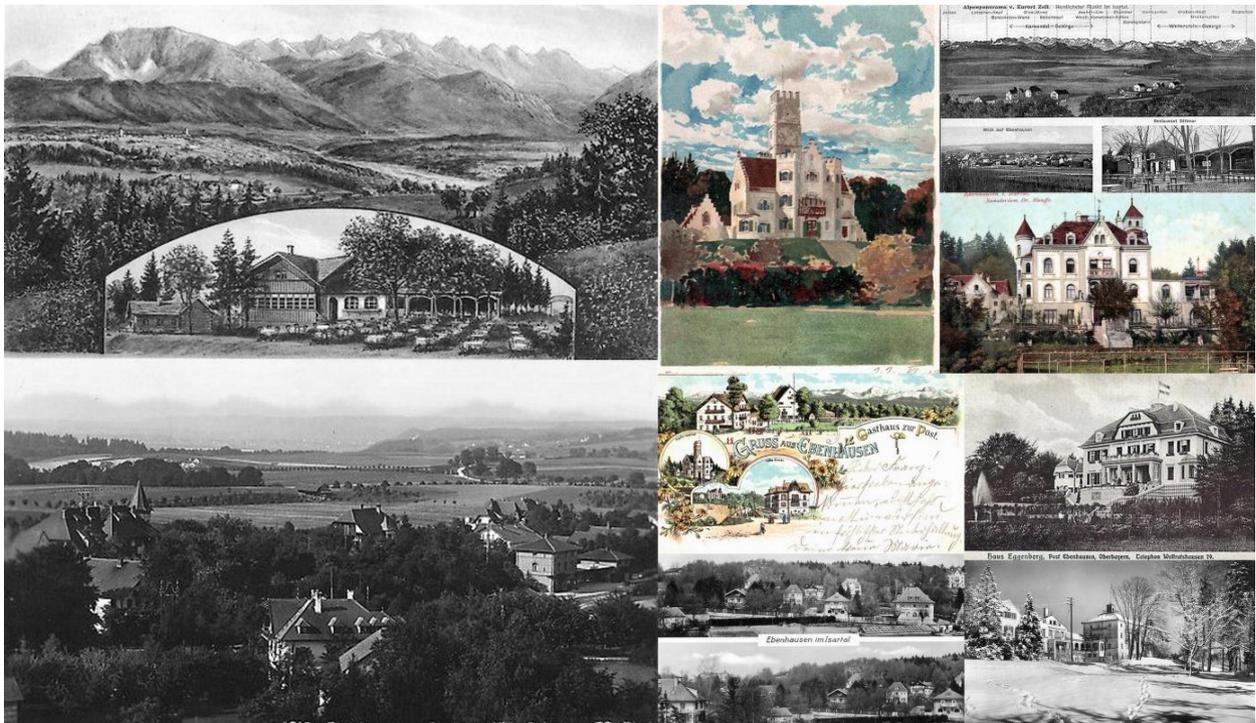
Seine Beschreibung einer Tanzstunde war merkwürdig. Aber da ich seinen Hang zur Übertreibung bis zum Superlativ kannte, war ich nicht erstaunt, dass er die Aufforderung zum Tanz als Versuch einer Eroberung einordnete, bei dem man keine Anfängerfehler machen sollte. Aber das schien ihn wenig zu scheren. Fritzi hatte erfolgreich einen Artikel in der Schülerzeitung mit Schreibmaschine und Fotos geschrieben, veröffentlicht und sich als Autor hinter den zwei Anfangsbuchstaben seines Namens versteckt, statt ein Pseudonym zu verwenden. Seinen nicht mit Maschine geschriebenen Schulaufsatz über Chagall konnte ich nie lesen. Das einzige Exemplar verschwand nach Abgabe und Benotung im Schularchiv und wurde mit sehr gut benotet, was Fritzi angemessen fand. In seinem Zwischenzeugnis stand auch nie eine Warnung vor dem Nichterreichen der Versetzung in die nächsthöhere Klasse. Er war kein Primus, sondern bewegte sich als Praktiker zwischen Mittelfeld und den oberen Rängen. Seit unserem Gespräch im Griesbräu war klar, dass er mich in Ebenhausen allein lassen würde und wir wieder getrennt wären wie in den fünf Jahren, als er im Rheinland bei unserem Vater lebte. Als wir in Murnau am nächsten Tag vom Morgenspaziergang mit Sybille, Renate und den Hunden im Murnauer Moos zurückgekehrt waren und am Frühstückstisch mit Onkel Hayo und Traudi saßen, brachte Fritzi das Gespräch auf Berlin und Tante Manna. Unser meist ostfriesisch schweigsamer Onkel wurde auf einmal gesprächig. Er hatte von 1930 bis 1934 das Reform-Gymnasium in Luckenwalde südlich von Berlin besucht, wo sein Vater damals als Kreisarzt wirkte, aber die Stelle und die dazugehörige Wohnung im Sommer 1934 verlor, weil er sich weigerte, der

Reichsärztekammer beizutreten. Jedenfalls wechselte Onkel Hayo 1934 die Schule und besuchte das Reformgymnasium mit Oberrealschule in Berlin-Zehlendorf. Dort hat er auch 1936 sein Abitur bestanden. Warum sollte also Fritz nicht bei unserer Großtante Manna in Berlin wohnen und dasselbe machen, wenn sie und unser Vater damit einverstanden waren? Am 24. August 1940 fand in ihrem Haus die Hochzeitsfeier ihrer Nichte Almuth Wychgram mit Friedrich-Wilhelm Huck statt. Aus Polen und Frankreich zurückgekehrt, wird er, nach der Heirat, mit seiner Frau Almuth nach Gut Jästersheim im Landkreis Guhrau, Schlesien umziehen. Das war vor zweiundzwanzig Jahren. Die Ehe wurde nach dreizehn Jahren einvernehmlich und ohne gegenseitige Ansprüche geschieden, das Sorgerecht geregelt. Nach der Rückkehr der älteren Brüder zu ihrer Mutter war unser Vater ab 1962 verpflichtet Unterhaltsgeld nach dem Düsseldorfer Modell zu bezahlen, bis alle seine Kinder ihre Ausbildung beendet hatten. Das Kindergeld errechnete sich aus dem Einkommen, Steuererleichterungen, Freibeträgen, der Zahlungswilligkeit der Verpflichteten und der Bereitschaft einen Anwalt zu beschäftigen und vor Gericht zu ziehen. Fritz wollte aber auch nicht zurück nach Opladen in Vaters Haus, er wollte ihn mit vollendeten Tatsachen überraschen. Da er nicht mehr im Haushalt der Mutter lebt, könnte Papu dann das Kindergeld nach West-Berlin überweisen. Fritz hatte sich das jedenfalls gut ausgedacht und mich damit angesteckt. Ich bewunderte seinen Wagemut. Er war alles andere als schüchtern, aber nicht aufdringlich. Er war kein Angeber, wenn er übertrieb, sondern er dachte in größeren Dimensionen. Er konnte Widersprüche ausblenden, wenn sie seine Entscheidung behinderten oder blockierten. Onkel Kreppel würde meine Ausführungen über Fritz eine Projektion nennen. Es war eine Steigerung des Kommentars: „Das bildest du dir doch nur ein.“ Was so viel hieß wie „das hast du dir alles nur so zusammengemixt oder geträumt oder in den Wolken gesehen.“ Eine Projektion sei schlimmer. All diese zusammengemixten Traumgebilde würde ich dann als Eigenheiten des Menschen interpretieren, auf den ich sie übertragen habe, um mir dann einzubilden, dass das ungesehene wie versteckte Eigenschaften meines Gegenübers seien. Eine Projektion sei wie ein Bumerang, der zum Ausgangspunkt zurückkehrt. Ich nahm mir vor, Werner und Gabi zu fragen, was sie über Projektion wissen.



Nach dem sonnigen Wochenende in Murnau sah es aus, als ob der goldene Oktober nicht enden wollte. Das Motto der 43. Woche war von Ignatius von Loyola, dem Gründer des Jesuitenordens. „Allzu kluge Leute führen selten große Werke aus.“ Das galt für die Ergebnisse meiner Schulaufgaben in den klassischen Sprachen dieser Woche, aber beschränkte sich nicht auf diese Fächer. Es hagelte Fünfer und Sechser in allen Fächern bis auf Deutsch, Geschichte, Erdkunde und Religion. Das schien aber meine Lebensfreude nicht zu beeinträchtigen. Ich fand noch Zeit, die Auer Herbstdult auf dem Platz an der Maria-Hilf-Kirche zu besuchen und für sechs Mark einem Trödler einen alten Hebammenkoffer abzukaufen, der größer war als der, mit dem ich auf Seite 452 des ersten Bandes meiner Erinnerungen „Ein Kurheim mit Alpenblick“ mit Harald Benckendorff und Michael Ehrengut zu sehen bin. Sie war zu klein geworden für die Bücher oder Turnkleidung, die ich nun zur Schule schleppen musste. Die Erwachsenen in der Trambahn machten gelegentlich Witze über mich, aber ich mochte meine Hebammentasche und die Aufmerksamkeit, die sie erregte. Abends gab es

„Hähnchen von Herrn Malmann, Bier und netten Abend“. Am Donnerstag war die „Schule langweilig, Livius gähnt, gelesen, geschlafen, drei Stunden Hausarbeit. Abends 3 Gläser Wein am Abend. Japaner da, sehr nett und interessant.“ Freitag: „mies, gelesen, geschlafen, 6 Uhr Anzug, ½8 Saal Deutsches Museum, Konzert – siehe Karte, Weilheimer getroffen.“ Am Samstag „früh gerannt, Englischschulaufgabe Scheiße, 3 Uhr nach Ebenhausen, deprimiert. Abends zurück, Bier, 12 Uhr Bett“. Sonntag: „Frühstück um 10, dann Kurztour Deutsches Museum, 14 Uhr zum Residenztheater, mit Gabi P. Kabale und Liebe (Schiller), danach Bier, Tram, früh ins Bett.“ Das Motto der 44. Woche war: „Lebenden gib Liebe. Den Toten wird sie ganz von selbst folgen. Liebe rechtzeitig, nie zu spät.“ Stammt von einem Adolf Donders, den Onkel Kreppel vielleicht kannte, denn der hatte es mit der Liebe, der Nächstenliebe und der Verantwortung für die Schwächeren wie der Nachsicht ohne Einsatz physischer Gewalt. Eine bessere Welt durch friedfertiges Verhalten schaffen. Montag, 28. Oktober: „Eia Popeia! Aufsatz über das verrostete Auto wurde von Dr. Heinz mit 2 benotet und war damit die beste Arbeit. In Musik eine 6. Mittags Heim, Stadt mit Wölfi im Kino ‚Unser Haus in Montevideo‘ gut.“ Dienstag: „4 Std. Schule, heim, gepackt zurück Stadt, 3 Uhr Bahn Ebenhausen, dort geschlafen, gelesen.“ Am Mittwoch „früh auf, geholfen, überall Handwerker, der Teufel ist los. Zimmer hergerichtet.“ Donnerstag: „Haus wird verputzt, schön, Moped gefahren, Lehm geschaufelt, gelesen, Wein, Radio.“ Vollmond. Freitag, Allerheiligen: „Feiertag, mit Klaus und Wölfi in Zeller Kirche, geholfen, nach Essen spazieren, Ort angeschaut.“ Es war nicht so sonnig wie auf den.



Ansichtskarten. Am Himmel bewegte sich die Wolkendecke kaum. Es war nicht kalt und die Grautöne wirkten hell und leicht. Auch das herbstliche goldene Laub der Buchen strahlte noch wie eine ferne Erinnerung an den Glanz der Sommersonne. Von unserem neuen Haus in Ebenhausen an der Zellerstraße zum Schwesternheim an der Abzweigung in die Alpenblickstraße waren es etwa 300 Meter. Auf der linken Straßenseite wurden auf Grundstücken von ca. 1.400 qm am Waldrand vier neue Häuser neu gebaut. Auf der rechten und Südseite der Straße standen bereits alte Landhäuser auf großzügigen Grundstücken mit Alpenblick aus der Vorkriegszeit oder aus den Gründerjahren nach 1870, der guten alten Zeit des deutschen Kaiserreichs und seiner Monarchien, die mit der Republik von Weimar ihre Macht verloren hatten. Die Zeller Straße heißt so weil der Ortsteil so heißt: Zell. Nach dem Schwesternheim führt sie vorbei am prächtigen Hof des Wehnerbauern im alpenländischen Stil, in einer engen Kurve, zur Michaelikirche mit dem kleinen Dorffriedhof von Zell. Daneben befand sich eine Gastwirtschaft an der Straße von Neufahrn nach Ebenhausen. Sie war aber an Werktagen nicht mehr in Betrieb. Die Zeller Straße kreuzte die Lechnerstraße, die von dort bergab

Richtung Bahnhof führte. Auf der anderen Seite änderte sich ihr Name. Die Straße am Sanatorium mit seinen vielen Fenstern und Balkonen vorbei zur Zechstraße hieß Gerhard-Hauptmann-Weg. Dort hatte man eine gute Aussicht auf das Dorf und die Alpenkette.



Die Zechstraße mündete mit starkem Gefälle in die Lechnerstraße, die eigentliche Hauptstraße von Ebenhausen, denn dort gab es ein Lebensmittelgeschäft und einen Laden für Zeitungen, Illustrierte und Bücher, Schreib- und Haushaltwaren sowie Textilien, eine Sparkasse, Postamt und Apotheke. Auf der anderen Seite der 1959 neu ausgebauten und frisch geteerten Bundesstraße 11 von München nach Wolfratshausen gab es noch den Gasthof zur Post mit Hotel, großem Parkplatz, Maibaum, Biergarten und einem KINO! Dazu kam nur ein Haus weiter noch das Café Hubertus. Dort konnte man zu Mittag essen oder am Nachmittag Kaffee und Kuchen im Garten auf der Rückseite des Gebäudes einnehmen.



Wölfi kannte das Dorf schon ganz gut, denn er hatte ja zwei Monate Zeit es näher kennen zu lernen. Unter anderem auch Kurt, den Sohn des Pächters des Hubertus, einem Konditor mit dem Namen Riedl, der vor allem Tortenliebhaber anlockte. Kurt plante, am Samstagabend mit Tanzabenden und Musikbands, ein jüngeres Publikum anzulocken. Wölfi wollte demnächst als Kellner im Café Hubertus arbeiten, um in München seine Kurse an der privaten Blocherer Kunstschule mit Ausbildungs-

schwerpunkt auf der Gebrauchsgraphik fortzusetzen. Vater Huck schien nicht bereit seine Ausbildung weiter zu finanzieren und Mutti musste ihn einmal mehr verklagen. Wölfi ließ sich nicht beirren und fuhr täglich weiter mit Zeichenblock und Russenkittel nach München, um nackte Modelle beim Strumpfanziehen zu zeichnen. In meinem katholischen Taschenkalender steht, dass wir beide an diesem Tag mit Onkel Kreppels Volkswagen und voll geöffnetem Dach nach Hohenpeißenberg gefahren sind, um „Klaus und Eier zu holen“. Mein jüngerer Bruder Klaus war noch bei Eberhards in Hohenpeißenberg untergebracht und ging bis dahin in Weilheim zur Schule. Er zog nun nach Ebenhausen um. Auf der Fahrt im Schein des Vollmondes zurück schwiegen wir. Es war, als ob wir uns in Gedanken vom Berg und unserer gemeinsamen Vergangenheit verabschiedeten. Wölfi lebte bereits auf Abruf und würde mich verlassen wie Fritzi. Ich wäre allein mit Klaus, der dann wie ich täglich mit der Bahn nach München fahren müsste, aber den Zug an der Haltestelle Harras verlassen konnte, um zum Klenze Gymnasium zu latschen. Die Zukunft war ungewiss und die Gegenwart verwirrend. Am nächsten Tag gab es Ärger. Wölfi war ärgerlich „wegen Beanstandung seiner Kleidung“. Vielleicht hatte sich Onkel Kreppel über seinen Russenkittel mokiert, jedenfalls nahm Wölfi das zum Anlass, um mit mir um vier Uhr nachmittags nach München zu fahren. Ich weiß nicht mehr, wo er hinging. Ich war in „Ramersdorf, gesessen, deprimiert, gebadet und gewischt bis Gaudi aufkam, zurück in die Stadt, Pschorr-Halle, Aktualitäten Kino, letzte Tram heim.“

Am Sonntag, dem 3. November (Geburtstag von Opa Huck) bin ich „in München-Ramersdorf um ½12 aufgestanden, habe in der Küche geholfen. Es gab Brathuhn. Malmann abgefahren. Zimmer gesäubert, gewaschen, gelesen, Radio, spazieren, mit Ehrengut telefoniert, Hausaufgaben.“ Die letzte Eintragung im Deutscheft stammte vom 19. Oktober und war von Dr. Heinz mit einem Schreibstiftthaken abgezeichnet. Ich habe wohl nachträglich eine Ergänzung geschrieben zur: „Form der literarischen Facharbeit am Beispiel von ‚Die Judenbuche‘: 1. Grundhaltung, 2. Die Verknüpfungstechnik, 2a) Verhältnisse im Dorf, 2b) Familienverhältnisse, 2c) Im Charakter Friedrich Mergels, 3. Das Einfühlungs-



und doppeldeutige Zwielfichtigkeit, 3a) was sagt sie, weil es sein muß, 3b) was verschweigt sie dem Leser, um ihn bewusst im Unklaren zu lassen, 4. Realismus der Darstellung.“ Es folgte noch eine „Kurzbiographie von Annette von Droste-Hülshoff. Sie wurde 1797 auf dem Gut Hülshoff als westfälisches Edelfräulein geboren. Die strenge, vor allem von Seiten der kalten und hartherzigen Mutter, katholische Erziehung (Novelle) trug sehr zu ihrer späteren Entwicklung bei. Mit 18 Jahren lernte sie den Mann kennen, den sie liebte, der aber Protestant war. Dazwischen stand das

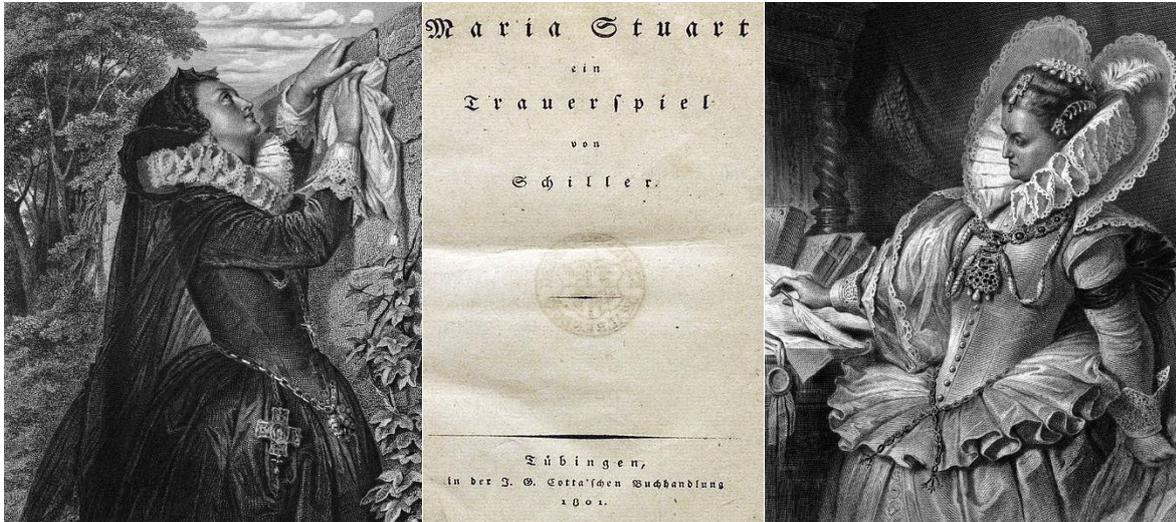
Elternhaus. So versumpfte sie seelisch immer mehr. 1830-1849 erlebte sie die Blüte ihrer Dichterzeit. 1934 heiratete ihre Schwester den Baron von Laßberg, der die Meersburg am Bodensee kaufte. Annette zog später in die Burg und starb dort im Jahr 1848, ein Jahr nach ihrem fünfzigsten Geburtstag, an einer Lungenkrankheit. Ihr Werk ‚Die Judenbuche‘ sollte Bestandteil eines großen Romans werden, der nicht mehr verwirklicht wurde. Ihre Gedichte ‚Mondaufgang‘, ‚Im Grase‘, ‚Durchwachte Nacht‘ oder der Gedichtzyklus ‚Das geistliche Jahr‘ zeigen, daß sie auch eine begabte Lyrikerin war.“

Am Sonntag, dem 27. Oktober hatte mich Gabi ins Residenztheater mitgenommen. Sie hatte Freikarten oder ein Abonnement für eine Nachmittagsvorstellung. Auf dem Programmheft stand: „Kabale und Liebe“, bürgerliches Trauerspiel von Friedrich Schiller. Ich hatte nicht nur Mühe der Handlung zu folgen: „Ferdinand, Major und Sohn des Präsidenten von Walter, eines einflussreichen Adligen am Hof eines deutschen Fürsten, stürzt mit seiner auf Gegenseitigkeit beruhenden Liebe, Louise, die Tochter des Musikus Miller, in einen Konflikt der tödlich endet. Sowohl der Präsident als auch Miller wollten eine Verbindung ihrer Kinder verhindern. Der Präsident verfolgte das Ziel, Ferdinand mit der Mätresse des Fürsten, Lady Milford, zu verheiraten, um damit seinen Einfluss bei Hofe zu vergrößern. Ferdinand rebellierte jedoch gegen den Plan seines Vaters und versuchte Louise zur gemeinsamen Flucht zu überreden. Er begibt sich zu Lady Milford, um sie zum Verzicht auf diesen Plan zu bewegen und ihr seine Liebe zu Louise zu gestehen. Dabei erfährt er nicht nur von der tragischen Vergangenheit von Lady Milford, sondern auch, dass sie den Fürsten wirklich liebt und damit auch dessen Gewaltherrschaft mäßigen konnte. Auf Ferdinand könne sie aber aus Prestige Gründen nicht mehr verzichten, weil ihre Vermählung bereits in aller Munde sei. Erst nachdem sie darauf selbst mit Louise spricht und von ihrer Unschuld, bürgerlichem Stolz und christlicher Selbstlosigkeit beeindruckt ist, nimmt sie sich das einfache Mädchen zum Vorbild, gibt ihre Heiratsabsichten auf und verlässt das Land, um sich aus der höfischen Welt zurückzuziehen und fortan ein ehrbares Leben zu führen. Um ihr Ziel zu erreichen und zu verhindern, dass Ferdinand seine Drohung wahrmacht, nämlich den Hof über die korrupten Machenschaften seines Vaters aufzuklären und zu verraten, „wie man Präsident wird“, initiieren der Präsident und sein Sekretär Wurm, ein Nebenbuhler Ferdinands, eine heimtückische Intrige, die dazu führt, dass Ferdinand sich und Louise Blind vor Wut und Verzweiflung vergiften. Sterbend ist Louise befreit von ihrer Schweigepflicht, offenbart Ferdinand die Intrige und vergibt ihm. Im Augenblick seines Todes reicht Ferdinand seinem Vater, der „in der schrecklichsten Qual“ vor dem Sohn auf die Knie fällt, die Hand zur Versöhnung. Anschließend stellte sich der Präsident, zur Läuterung bereit, den Gerichten.

Schiller war 25 Jahre alt, als er dieses Stück geschrieben hat. Ein Kammerstück an einem deutschen Fürstenhof, bevor die schreckliche französische Revolution ihr blutiges Haupt erhob, König Ludwig und seine Frau Marie Antoinette köpften, dann den Klerus wie den Adel aufknüpfte oder köpften, bevor sie sich selbst zerfleischten, bis sie voneinander abließen und gegen die reaktionären Monarchien kämpften und unter Napoleon die Welt durcheinander wirbelten wie einst Alexander der Große.

Das war keine große Bühne, sie wirkte kleinkariert gegenüber dem Pomp der großen Höfe der Könige und Kaiser. Es war der Beginn der bürgerlichen Zeit des Biedermeier wie Mutti diese Zeitperiode nannte. Das war nicht abfällig. Sie mochte diese Epoche mehr als den imperialen Stil der Kaiserzeit. Es war die gute alte Zeit ihrer Großeltern, also meiner Urgroßeltern, nach dem Frieden von Wien 1815 und der Einhegung Frankreichs durch Preußen. Die Franzosen hatten Empire als Stil und auch bei Tante Manna gab es Möbel mit korinthischen Säulchen und geschnitzten Faunen. Mutti kannte viele Stilrichtungen. Das Biedermeier war bescheiden und das galt auch für die Bühne des Residenztheaters. Nicht ärmlich, aber ein Kammertheater ließ wenig Raum für Sinnlichkeit oder Phantasie, alles war auf das Sprechtheater konzentriert und man musste sich als Zuschauer auf den Text konzentrieren. Ich musste über Kabale und Liebe kein Inhaltsverzeichnis erstellen. Ich war ja „freiberuflich“ unterwegs. Letztes Jahr musste ich allerdings in Weilheim bei Frau Dr. John eine Inhaltsbeschreibung von Schillers „Wilhelm Tell“ erstellen (vgl. S. 440 des ersten Bandes meiner Erinnerungen) das keinerlei Andeutung enthält, dass es auch um die Frage geht, ob man einen Tyrannen ermorden darf, wie der Tell es getan hat. 1798 hatten die Truppen Napoleons die Eidgenossenschaft besetzt. Am 9. November 1799 ergriff der erste Konsul Napoleon die

Alleinherrschaft in Paris. Er war damals 30 Jahre alt. Schiller war damals 41 Jahre und Annette von Droste-Hülshoff drei Jahre alt. Schiller hatte kurz vorher seine Wallenstein Trilogie 1804 vollendet. Er starb ein Jahr nach der Uraufführung des Schauspiels „Wilhelm Tell“ in Weimar 1805. Ich denke nicht, dass Schiller sich so abgemüht hat, weil er daran glaubte, dass seine Werke mehr als 150 Jahre später nach zwei Weltkriegen noch gelesen oder aufgeführt werden.



Der Lehrplan für die Sprache Deutsch an bayerischen Gymnasien sah vor, dass wir uns nach der Judenbuche als nächstes mit der Tragödie von Friedrich Schiller mit dem Titel „Maria Stuart“ beschäftigen sollten. Wir haben uns alle ein Reclam-Bändchen mit dem Text zu Maria Stuart gekauft. Darin fand ich eine Einführung. Die Geschichte ereignete sich im 16. Jahrhundert in London. Die Uraufführung des Schauspiels fand im Jahr 1800 in Weimar statt. Schiller übernahm die Hinrichtung der schottischen Königin Maria Stuart (1542–1587) nach langer englischer Gefangenschaft als Theaterstoff aus dem festen Repertoire des europäischen Dramas. Als er seine Tragödie zu schreiben begann, existierten bereits über fünfzig Maria-Stuart-Dramen, in denen die Heldin entweder als katholische Märtyrerin oder als schöne Verführerin profiliert wird. Die stärkste Spannung entsteht, wenn das Ergebnis der Handlung so lang wie möglich offenbleibt, ohne dabei langweilig zu werden. Die meisten wissen bereits, wie die Geschichte ausgeht und kommen trotzdem. Es war noch immer Sonntagabend, November 1963. Ich war inzwischen sechzehn Jahre alt und begann mit meinem Füllfederhalter mit blauer Tinte eine Inhaltsangabe des ersten Aufzugs des Dramas „Maria Stuart“ in mein Deutschheft zu kritzeln. Von links nach rechts: Leicester, Burleigh, Mortimer.



Maria Stuart (Inhaltsangabe)

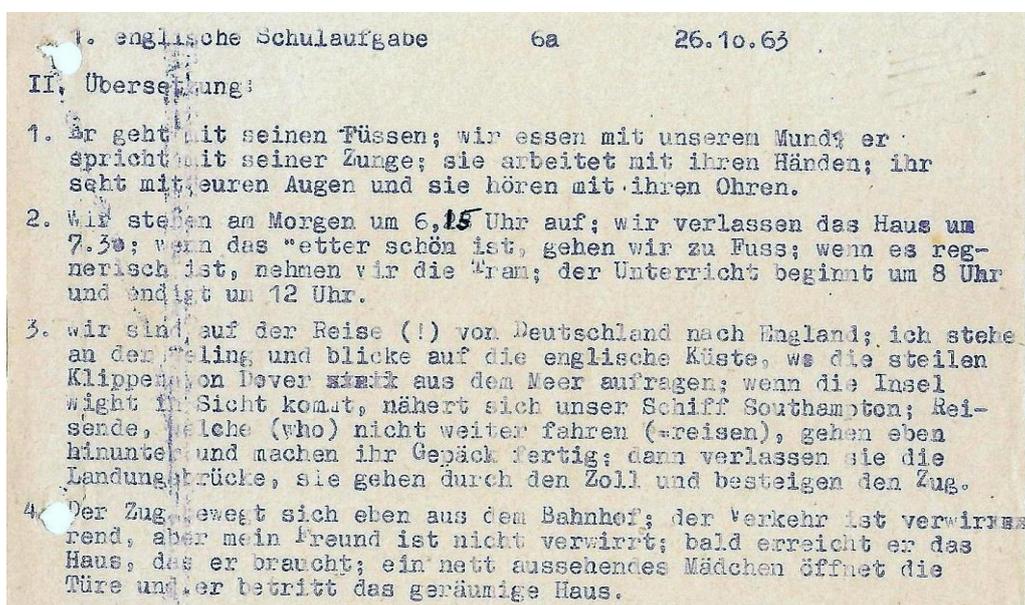
1. Aufzug

„Maria Stuart, die schottische Königin ist Gefangene der englischen Königin und wurde dem Ritter Paulet als Gefangene gegeben. Paulet hat ihr alles abgenommen und sucht jetzt nach verborgenem Schmuck und beschlagnahmt das letzte Zeichen ihrer königlichen Würde, ein Diadem, sowie mehrere Briefe, in denen sie um ein Zusammentreffen mit Elisabeth ersucht. Als Maria Stuart bei ihr erscheint

läßt sie die Beschlagnahme im Gegenteil zu ihrer getreuen Amme Kennedy, völlig unberührt. Sie beklagt sich vielmehr bei Paulet über die Richter. Während dieser Auseinandersetzung trifft der Neffe Paulets, Mortimer ein. Der geht, ohne die Königin zu beachten, was ihr erneut zur Klage gereicht, um ihn zu holen. Alleingelassen klagt Maria Stuart über die Schuld, die sie in ihrer Jugend auf sich genommen hat, ihrer Amme Kennedy, die diese aber nur rechtfertigt. Da erscheint Mortimer, der sich jetzt als treuer Diener Maria Stuarts und Botschafter des Kardinals von Lothringen zeigt. Er bringt Maria eine Nachricht von ihm, zeigt ihr wie er zum katholischen Glauben kam und gibt ihr, obgleich er ihr auch das gefällte Urteil mitteilte, neue Hoffnung. Sie schickt ihn mit einem Bild von sich zu Lester. Er muss jetzt verschwinden, da sich Paulet und Burleigh, der Schatzmeister nahen, um das Urteil zu verkünden. Sie beklagt sich bei Burleigh über die ungerechte Behandlung des Gerichts, pocht auf ihre Rechte und nimmt dazu die Kenntnisse der englischen Gesetze zur Hilfe. Sie verweist auf ihren Stammbaum und zeigt, daß sie die rechtmäßige Thronerbin ist mit Plänen für ein geeintes Britannien. Sie verlangt, daß man ihr nach englischem Gesetz die Hauptzeugen, die falsch ausgesagt hätten, gegenüberstelle. Das bereitet Paulet und Burleigh Kopfzerbrechen, denn sie wissen, daß diese dann ihre Aussagen widerrufen. Burleigh deutet leise auf Mord, aber Paulet weigerte sich als Wächter über ihre Sicherheit daran zu denken.“

Es war eine ruhige Nacht. Die Turmuhr der Ramersdorfer Kirche hatte längst zur Mitternacht geschlagen, als ich das Löschblatt zwischen die letzten Seiten legen konnte. Um sieben Uhr gingen fünf Tage Ferien zu Ende und ich machte mich auf den Weg durch den Park zur Trambahnendhaltestelle und fuhr wohlgenut zum Sendlingertorplatz, denn ich hatte es auf den letzten Drücker geschafft, die Inhaltsangabe für den 1. Akt aufzuschreiben.

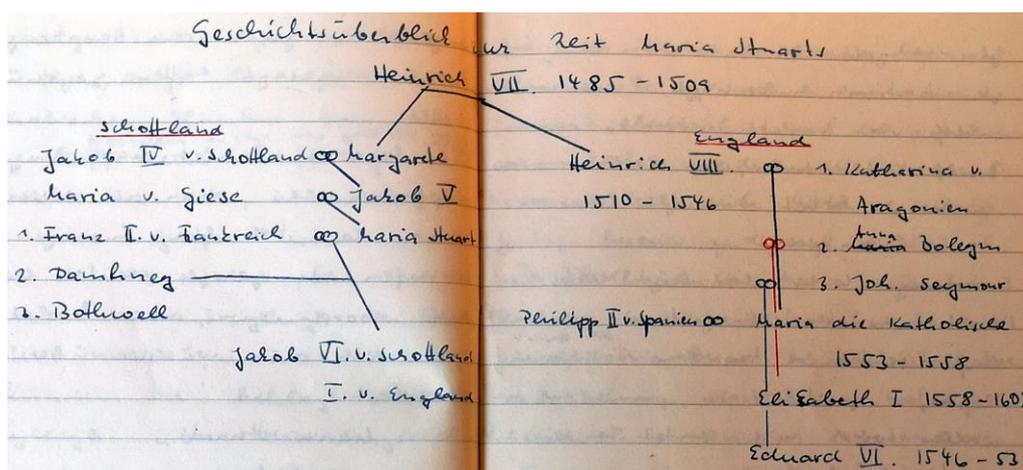
Mit zehn Jahren bin ich im Kloster an einer Blockflöte gescheitert. Keiner meiner Brüder bis auf Klaus spielte ein Musikinstrument, obwohl ein Klavier im Haus war. Ich konnte aber gut vom Blatt singen und auch laut und vernehmlich pfeifen, sogar Marschmusik. Um $\frac{3}{4}$ 8 war nur wenig Fußverkehr. Ich piff zum Radetzky-Marsch „wenn der Hund mit der Wurst über'n Rinnstein springt und der Storch in der Luft den Frosch verschlingt“ als ich auf dem Gehsteig der Nußbaumstraße Richtung Theresien-Gymnasium am Kaiser Ludwig Platz strebte. Er war vom goldenen Laub der Alleebäume übersät und die raschelten bei jedem Schritt. Dazu piff ich den zweiten Teil des Schüttelverses: „Wenn der Storch in der Luft über'n Rinnstein springt, der Hund mit der Wurst den Frosch verschlingt.“ Aber gespielt wird der Exerziermarsch im Walzertakt, den man auch gedehnt pfeifen kann, etwa so wie der Wiener Deutsch redet, aber österreichisch atmend eine andere Klangfarbe erzeugt. Gelassen wie die Donau. Auch der River Kwai Marsch gehörte zu meinem Repertoire, aber der wäre nicht passend gewesen für das, was folgte: Die Schulsekretärin erschien und teilte uns mit, dass Deutsch, Englisch und Geschichte vorerst ausfallen würden, weil Dr. Heinz erkrankt sei. Wir Schüler machten uns Sorgen. Die Sekretärin wusste nur, dass ihm sehr unwohl und er in ärztlicher Behandlung war.



Die Woche war gruselig: Am Montag eine 5 in Mathe; Dienstag eine 5 für meine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche; Mittwoch deprimiert; Donnerstag lesen und lernen; Freitag Dr. Heinz wieder da, Hausaufsatz mit Abgabe am Montag: Maria Stuart, 2. Akt; Samstag Englisch 6 für die Schulaufgabe vom 26.10.63. Um 12 Uhr mittags laufe ich von der Schule zum Holzkirchnerbahnhof, fahre nach Ebenhausen und um 4 nachmittags kehre ich zurück nach Ramersdorf. Hausaufgaben, Abendessen, Bier getrunken, später gebadet.“ Warum habe ich das gemacht? Keine Antwort in meinem katholischen Kalender für erwachsene Laien. Sonntag, 10. Oktober: „Um halb acht auf, gefrühstückt, dann 2 Std. an der Autobahn gewartet, dann bis Rosenheim mit VW bis Siegsdorf, steh da, Funkstreife, 2 DM bezahlt, dann bis vor Reichenhall, nicht mehr mitgekommen. Kehrt gemacht um 4 mitgekommen, ½ 6 daheim. Scheiße. HÜ.“ Warum habe ich das gemacht? Die Autobahn nach Salzburg begann unweit der Trambahnschleife an der Ramersdorfer Kirche und am Ende der Rosenheimer Straße. Dort durfte man stehen und winken, weil die noch nicht zur Autobahn gehörte. Dort wurde jeder, der erwischt wurde, bestraft. Wenn Jugendliche nicht bezahlen und sich nicht ausweisen konnten, wurden sie zum Revier gebracht. Ich konnte beides und als sie davonbrausten stand ich schon wieder an der Autobahn und winkte scheinbar erfolgreich. Ich fühle mich trotzdem von mir selbst angekotzt. Ich wusste nicht, warum ich diesen komplett unsinnigen Ausflug nach Salzburg unternommen hatte. War es meine Spielsucht, Lust am Risiko, die Bereitschaft das Absurde zu ergründen, die Hoffnung meinen Horizont zu erweitern oder einfach nur Zeitvertrieb. HÜ stand für Hausübungen und der zweite Akt von Maria Stuart war so eine Hausübung.

Maria Stuart (Inhaltsangabe) 2. Aufzug

1. Auftritt: In einer kurzen Begegnung beschwichtigt der Graf von Kent den Pessimismus Davisons in Bezug auf die französische Brautwerbung. Dabei gibt es nach seiner Meinung erst nach dem Tod der Stuart wieder Frieden. 2. Auftritt: Nach den Schmeicheleien des französischen Abgesandten gibt Elisabeth zu verstehen, daß sie nur auf Drängen des Volkes heiraten werde. Darauf übergibt sie dem Abgesandten einen Ring, aber ohne Verpflichtung doch ermahnt ihn, an die Aufgabe mit ihren Freunden ihre Feinde zu bekämpfen. 3. Burleigh verkündet Elisabeth, daß das Volk die Hinrichtung Maria Stuarts fordere. Talbot schlägt vor, sie auch taktischen Gründen zu schonen und gibt sich als unerschrockener Anwalt der Stuart zu erkennen. Leicester weist auf die geringe politische Bedeutung der Stuart hin und meinte, daß eine Ehe mit einem Franzosen auch den Franzosen selbst nicht gefiel.



4. Bei einer Audienz der Königin spiegelt der nach seiner Reise befragte Mortimer unbedingte Treue zu Elisabeth vor. Paulet überreicht Elisabeth einen Brief der Stuart, die darin um eine Audienz bittet. Burleigh lehnt ab, Talbot verteidigt geschickt. 5. Unter zwei Augen lobt Elisabeth Mortimers Vorstellungskraft und meint, daß die Schuld an dem Tod der Stuart, auch wenn er gesetzlich sei, immer auf sie fallen wird und deutet ihm an sie „versterben“ zu lassen. 6. Mortimer bekräftigt in einem Monolog seine Treue zur Stuart und deckt das wahre Gesicht von Elisabeth auf. 7. Paulet

warnet Mortimer gerade vor einer Bluttat als Leicester Mortimer die Vollmachten über die Stuart überträgt. 8. Nach einer Exkursion über ihre wahren Gesichter gibt sich Leicester, nach Überreichung des Bildes als Vertrauter Marias zu erkennen. Er sagt, daß er Maria schon immer geliebt habe und daß er jetzt seine Liebe wieder gefunden habe. Mortimer stellt seine Liebe als sehr gering heraus und sagt, daß nur noch Tollkühnheit Maria retten kann. Nachdem er Leicester ermahnt hatte, mit Gewalt die Stuart zu retten, hatte die Unterredung doch keinen Erfolg. 9. Leicester ist verwirrt und tarnt dies Elisabeth gegenüber als Liebe. Sie deutet auch an, daß ihr der Franzose nicht behage. Leicester bringt es schließlich dazu, daß Elisabeth mit Stuart zusammentreffen will.

Die nächsten zehn Tage waren schillerfrei und verliefen „wie üblich“. Für Samstag gab es eine Meldung: „Nach Schule nach Ebenhausen, Wintersachen ganz nett, Jörg, Klaus, Fritzi auf dem Weg nach Berlin. Mit Jörg nach dem Kaffee nach München, regnet, schneit. In R'dorf umgezogen, nach Abendessen zum Theater der Jugend, Raub der Sabinerinnen. Tränen gelacht, dann mit Segielt und Hollinger durch Lokale zum Matthäser. ½ 1 daheim, im Bett gelesen.“

Das Theater der Jugend war eine städtische Einrichtung in der Reitmorstraße im Stadtteil Lehel nahe der großen Isar, die so heißt, weil das durch Isarkanal von Icking bis zum Lehel abgezweigte Wasser dort zurück in das ursprüngliche Flussbett fließt. Ziemlich entfernt vom Matthäser in der Bayerstraße. An diesem Samstag bin ich 30 km mit der Bahn, 15 km mit der Trambahn und 26 km mit einem Auto gefahren. 8 km wurden zu Fuß gelaufen. Am Sonntag war Volkstrauertag und so war auch das Wetter: Ein Tränennebel umhüllte den Tag wie graue Zuckerwatte. „Ich bin ¾11 aufgestanden, gefrühstückt, Süddeutsche Zeitung gelesen, Zimmer aufgeräumt, Brief an Papu und Birgit, Kaffee, Spaziergang, gelesen.“ Eigentlich ein erholsamer Tag. Trotzdem, am Montag: „zu spät gekommen, Verweis angedroht, gelernt, Hausaufgaben, Zeitungslesen früh ins Bett.“ Dienstag: „Griechisch Schulaufgabe, nach Schule mit Peterichs gegessen, Brief von Shelagh.“ Der evangelische Buß- und Betttag am Mittwoch, den 20. November war auch im katholischen Oberbayern ein Feiertag. Ich verließ die Peterichs um 16 Uhr und fuhr mit der Bahn nach Ebenhausen und las den Brief von Shelagh:

PenHand – Old Road – Lewisham, London S.E 13 – 14th November 1963

“Mein lieber Puzzy!

Nochmal muß ich Dich um Entschuldigung bitten, weil Du so lange auf einen Brief warten mußst. Ich hoffe, daß Du mir verzeihst! Vielen Dank für Deinen letzten Brief und auch für die Karte. Wie geht es Dir? Ich glaube, daß die Schule nicht so scheußlich ist, wie Du sagst. Es kann nicht sein. Wenn es wirklich wahr ist, dann teile ich Dein Gefühl.

Ich wünsche, daß ich mit Dir zum Oktoberfest gehen könnte. Ich habe in der englischen Zeitung alles vom Fest gelesen und an Dich gedacht. So ein Fest haben wir hier in England nicht. Ich habe schon lange einen Brief von Jörg bekommen, worin er mir vom Umzug erzählt hat. Ist das Haus jetzt fertig oder was passiert? Ich glaube, daß die ganze Familie viel gearbeitet hat. Und jetzt will ich Dir sagen, warum ich Dir nicht früher geschrieben habe. Du weißt schon, daß ich jetzt in einem Studentinnenhaus wohne. Also jeden Abend sind wir zusammen in einem Zimmer und wir essen und trinken (Kaffee) und diskutieren bis spät. Deswegen machen wir keine Arbeit oder nur ein bisschen. Es ist ja dumm, das weiß ich, aber nun habe ich viel Arbeit zu tun. Auch spiele ich Federball am Montag, Mittwoch und Samstag. Ich bin in einer Mannschaft, aber wir haben nur einmal gewonnen. Siehst Du jetzt, wie schnell die Zeit vergeht. Aber glaube nicht, daß ich Dich vergessen habe, weil es gar nicht wahr ist. Ich denke sehr oft an Dich und an meine Ferien und es tut mir immer leid, daß ich hier bleiben muß. Fährst Du oft nach Hohenpeißenberg? Schade, daß Du dort nicht mehr wohnst.

Ich muß Dir noch sagen, daß ich meine Sonnenbrille verloren habe. Sie war die vierte, die ich in diesem Sommer gekauft habe. Als ich heute in mein Zimmer zurückkam ist mir eingefallen, daß ich meine Brille im Kollegium zurückgelassen habe. Ich habe mich nicht verändert! Ich bin immer dumm, glaubst Du es nicht? Aber ich will wieder nach Deutschland fahren. Es wird bald nächstes Jahr sein und dann wird es nicht lange, bis Du nach England fährst (oder fliegst??) Sonst gibt es nichts zu schreiben, außer daß ich Dich sehr vermisse und wünsche, daß ich wieder bei Dir sein kann. Grüße an

Frau und Herrn Kreppel und alle in der Familie von mir, und bis zur Zeit, wenn Du mir widerschreibst, alles Gute und viele tausend liebe Grüße an Dich von Deiner Shelagh

P.S. Du mußt Dich nicht aufhängen, sondern fleißig arbeiten. Dann wird die Zeit schnell vergehen und die Schule und das Studium bald hinter Dir liegen.

P.P.S. Schreibe mir bald, bitte.“

Als der Zug sich Hohenschäftlarn näherte gab es zwei Minuten Alpenblick. Die Wolkendecke hing so tief, dass weder die Zuspitze noch die Benediktenwand zu sehen war und Isartal wie Alpenvorland unter einer dünnen Schneedecke lagen. Auch das neue Haus auf der Isarhöhe an der Zellerstraße zwischen Ebenhausen und Irschenhausen lag auf ca. 700 Meter Höhe und war von Schnee bedeckt, als ich dort eintraf. Es hatte fünf Schlafzimmer und ein sechstes neben der Garage für zwei Autos im



Souterrain, zwei Badezimmer, ein Gäste-WC, Arbeitszimmer, Wohnzimmer, Küche, Esszimmer und eine Diele zwischen den beiden Teilen des Gebäudes mit einem runden Tisch und fünf gepolsterten Biedermeierstühlen aus dunklem Kirschholz. Das Wohnzimmer hatte nicht nur ein Panoramafenster zum Garten, sondern im Inneren auch ein großes Fenster über der Kellertreppe zur Diele. Das Haus war sehr hell und hatte weder Rollläden noch Fensterläden. Die Haustür und ein Nebeneingang befanden sich auf der Rückseite des Gebäudes. Von der Zufahrt zur Garage führte ein schmaler Treppenaufgang zum Eingang, der eine elektrische Türglocke hatte. Ich musste nicht läuten, denn die Tür war nicht abgeschlossen. Das große Panoramafenster des Wohnzimmers war auch nicht dunkel wie auf dem Foto, sondern von Lampen erhellt. Im Wohnzimmer, dessen Boden inzwischen mit einem Riemenparkett aus hellem Buchenholz belegt war, saßen Mutti und ihre Schwiegermutter, Omi Kreppel. Sie waren mit Näharbeiten beschäftigt. Sie arbeiteten an Vorhängen für die vielen Fenster. Es war still im Haus und auch die beiden Frauen gingen schweigsam ihrer Arbeit nach. Der Raum war bereits voll möbliert. Sofa und Sessel aus dem Lesezimmer in Hohenpeißenberg dienten nun als Sitzgruppe im Wohnzimmer. Über dem Sofa hing ein Ölbild vom Murnauer Moos und der Alpenkette im Hintergrund. Das Klavier hat seinen Platz an der Wand neben der Tür zur Diele gefunden und der Biedermeiersekretär aus Omas Wohnzimmer in Hohenpeißenberg stand nun an der Wand gegenüber der Sitzgruppe. Das Radio mit dem magischen Auge war betriebsbereit auf einem runden Eckschrank neben einer kleinen Doppeltür mit Abstellfläche, durch die Teller, Gläser oder Besteck direkt aus der Küche ins Wohnzimmer gereicht werden konnten und deshalb Durchreiche genannt wurde. In der Küche waren bereits Herd, Spüle Arbeitsfläche und Unterschränke installiert. Als Raumtrenner zwischen Küche und Esszimmer diente eine Schrankwand für Geschirr, Töpfe, Küchengeräte und anderes. An dem großen, quadratischen Esstisch mit durchlaufender Sitzbank an den Wänden zum Nachbarzimmer bzw. zum Garten und den Stühlen an den anderen zwei Seiten konnten bis zu zwölf Personen Platz finden. In der Mitte des Tisches stand eine runde Drehplatte mit einem Durchmesser von sechzig Zentimeter, die sehr praktisch war, weil man sich, was man brauchte, mit einer Hand-bewegung lautlos heranholen konnte. Onkel Kreppels genialer Einfall gefiel mir jedenfalls sehr. Der Fußböden von Diele, Küche, Esszimmer und Gang

zwischen den Schlafzimmern waren nun mit Bodenfliesen aus hellem Solnhofer Kalkstein belegt. Onkel Kreppel, der den Naturwerkstein aus dem Altmühljura als fränkischen Marmor bezeichnete, wunderte sich später über die Rechnung des Fliesenlegers. Nur die Schrankwand, die den großen Raum nach Süden in zwei Einzelzimmer für Fritzi und mich teilen sollte, war noch nicht eingebaut, aber die Bettgestelle mit Matratzen standen schon bereit. Bis zu meinem Einzug in zehn Tagen sollte aber alles fertig sein, auch die Vorhänge. Gegen sechs Uhr kam Onkel Kreppel vom Dienst in Schloß Eggenberg. Später gab es Abendbrot am großen Tisch mit der Drehplatte in der Mitte und einer Deckenlampe mit einem großen runden Schirm, den Onkel Kreppel selbst mit Bindfaden verkleidet hat. Hier ist die Lampe zu sehen, aber nicht die Drehplatte, weil das Foto in der Adventszeit aufgenommen wurde. Bis Weihnachten stand dann eine Adventspyramide in der Tischmitte. An der Wand hingen bereits die kolorierten Kupferstiche mit Ansichten von Kopenhagen, die früher in Omas Wohnzimmer hingen. An den Wänden des Flures zu den Schlafzimmern hatte Mutti ihre Ahnengalerie untergebracht.



Die Hanfstaengel Lithografie des mürrisch blickenden Patriziers Hieronymus Holzschuher von Albrecht Dürer war aber nicht mehr darunter. Auch die Aussicht auf den Genfer See von Hodler hing nicht etwa über dem Wohnzimmersofa oder über dem Ehebett im Elternschlafzimmer, das ein eigenes Bad und eine Tür zu Onkel Kreppels Arbeitszimmer hatte. Diese Räume lagen über der Garage im Westteil des Gebäudes, das durch Wohnzimmer und Diele vom Ostteil getrennt war. Wenn die Kinder in ein paar Jahren aus dem Haus wären, könnte man daraus eine separate Einliegerwohnung mit Bad, Küche und drei Zimmern machen. Ich schlief in dieser Nacht zum zweiten Mal in dem neuen Haus in meinem unfertigen Zimmer neben dem Esszimmer. Es war nicht größer als mein Zimmer in Ramersdorf, aber es lag nicht im ersten Stock, sondern war ebenerdig und wie ich am Morgen feststellen musste, sehr hellhörig. Als ich Mutti beim Frühstück darauf ansprach reagierte sie wie immer pragmatisch. „Dann brauchst du Ohrstöpsel. Ich habe Ohropax für dich, aber nicht in



der Schule, keinen Unsinn.“ Nach dem Frühstück fuhr sie mit Jörg, Klaus und mir nach Weilheim. Dort habe ich in einem Schmuckladen am Marienplatz eine Halskette für Shelagh zum Geburtstag gekauft, mich mit Michael Ehrengut getroffen und später im Café Krönner am Marienplatz bis vier Uhr auf Jörg, Mutti und Klaus gewartet. Aber sie kamen nicht. Ich rief in Ebenhausen an und erfuhr, dass sie

ohne mich zurückgefahren waren. Ich stellte mich an die Olympiastraße, jemand nahm mich mit und setzte mich hinter Starnberg in Wangen ab. Von dort lief ich über Neufahrn nach Zell und kam nach

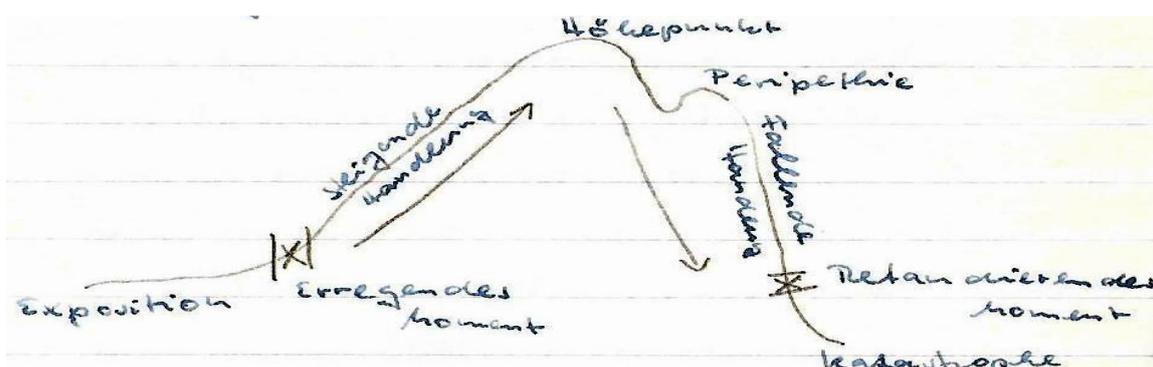


fünf Kilometern durchnässt und zu Fuß in der Zellerstraße 44 an. Später bin ich mit der Bahn zurück nach München. Als ich am 21. November in Ramersdorf aufwachte erinnerte ich mich, dass mein Vater Friedrich-Wilhelm Huck heute seinen 49ten Geburtstag hatte und Shelagh einen Tag später 20 Jahre alt wurde. Nach der Schule kaufte ich noch eine Glückwunschkarte für Papu, packte in Ramersdorf ein Päckchen für Shelagh und ging am Nachmittag zur Post. Für das Päckchen nach London musste ich eine Zollerklärung ausfüllen, in der ich eintrug: Holzschmuck, Geschenk. Es war ein ekliger nassfeuchter, nebliger und trüber Novembertag und ich freute mich auf den Samstag. Herr Peterich hatte mich eingeladen, mit ihm ins Ramersdorfer Kino zu gehen und einen neuen amerikanischen Farbfilm im Breitleinwandformat anzusehen, der in Arabien spielt und den Titel trug „Lawrence von Arabien“. Ein Plakat, das den neuen Film ankündigte, hing schon im Schaukasten des Kinos. Es war sehr martialisch und zeigte einen vorwärtstürmenden Mann mit einem Krummsäbel, Kamelreiter in Kolonne, einem Gesicht mit einer Kopfbedeckung, wie

sie arabische Männer tragen, den Titel und einer Bildeiste aus sechs schwarz-weißen Passbildern von Arabern und Weißen.

Ich hatte keine Zeit, dem nachzugehen, den morgen erwartete Dr. Heinz auf mein Deutschheft mit dem Inhalt des 3. Aufzuges von „Maria Stuart“ von Friedrich Schiller.

„1. Auftritt: Maria freut sich im Park über die frisch gewonnene äußerliche Freiheit. 2. Auftritt: Paulet kündigt ihr an, daß die Königin in diesem Park auf der Jagd sei. 3. Auftritt: Talbot ermahnt Maria zu Ruhe und Demut und verkündet, daß Leicester das Zusammen-treffen erwirkt hat. 4. Auftritt: Elisabeth naht und erblickt Maria, die sich gerade wieder erholt, da ihr der Zeitpunkt sehr ungelegen kommt. Aber sie beherrscht sich und demütigt sich. Elisabeth antwortet zynisch und schmäht sie. Maria zähmt sich, aber als Elisabeth's Beschuldigungen zu groß werden, hält sie es nicht mehr aus und schleudert ihr ihre innersten Eindrücke entgegen. Talbot und Leicester bringen Elisabeth fort. 5. Auftritt: Maria triumphiert und empfindet es als einen Sieg über Leicester. 6. Auftritt: Mortimer ist außer sich und schwärmt von Maria, stellt Leicester als Feigling dar und sagt, daß er sie mit Gewalt retten werde. Eine Verschwörung sei im Gange. 7. Auftritt: Paulet verkündet die Ermordung von Elisabeth. 8. Auftritt: O'Kelly gibt gegenüber Mortimer zu, daß alles verloren sei, da der Dolch am Mantel der Königin abgerutscht sei. O'Kelly flieht und Mortimer bekräftigte seinen Entschluss Maria mit Gewalt zu retten.“ Dem folgt ein Schaubild mit dem Titel: Schema und Aufbau eines Dramas:



Dann kam so etwas wie eine Gebrauchsanweisung. Vielleicht wurde die diktiert. Die Überschrift lautet: „Rückgabe der Hausaufgabe. 1. Formales: a.) genaue Überschrift und Kopfgestaltung. b.) Das

gültige Gliederungsschema beachten. c.) Gliederungspunkte an den Rand schreiben d.) vorgeschriebene Höchstseitenzahl beachten. e.) nichts durchstreichen. 2. Inhaltlich: a.) die einzelnen Punkte müssen untereinander gleichmäßig abgewogen werden. b.) Sinn der Einleitung ist, daß der Leser an das Thema herangeführt wird. Sinn des Schlußes ist Abrundung, Zusammenfassung, Ausblick, Rückblende. c.) Übergänge sollen elegant und ohne Umschweife von einem Absatz zum anderen führen, wie die Verknüpfung eines Themas mit dem nächsten. d.) Es war nicht die Aufgabe des letzten Fachaufsatzes, den Inhalt noch die Charaktere ausgiebig platt zu walzen, sondern die künstlerische Absicht und Eigenheit des Dichters darzustellen, d.h. über Charaktere usw. zu sprechen. 3. Anforderungen an den Stil: a.) klar. b.) sachliche und kürzeste Formulierung. ‚Den besten Schreiber erkennt man an dem, was er zu verschweigen weiß‘. c.) anschaulich, d.h. kräftig, aber keine falschen Bilder, lebendig. 4. Sonstiges: Keine Übertreibungen (Superlative) oder verfrühte Urteile.“

Als wir am Freitag nach dem Abendessen in Ramersdorf mit Malmann und Gabi im Wohnzimmer vor dem Radio saßen und die Abendnachrichten über das Mordattentat eines Scharfschützen auf den amerikanischen Präsidenten Kennedy in Dallas, Texas berichteten, schien vorübergehend der Weltuntergang so nahe wie vor einem Jahr während der Kubakrise. Als dann später bekannt wurde, dass der Attentäter kein Schwarzer, sondern ein Weißer war, befürchteten die beiden Männer im Wohnzimmer, dass es sich um einen kubanischen Kommunisten handeln könnte und Castro und Chruschtschow mitbeteiligt waren. Kennedy in einer Klinik bereits ver-Kiosk an der Trambahnendstation überflog die Schlagzeilen der Bild Weg zur Schule. Auch dort herrschte amerikanische Präsident und Vater Söhnen, der mit seiner charmanten Bundesrepublik und Berlin besucht deutschen mit Jubel empfangen der Vizepräsident Lyndon Johnson, regierung hatte zu Ehren des Trauerbeflaggung angeordnet und tlichen Gebäuden die Flaggen der Halbmast. Als ich mittags nach Hause eilte sah ich auch auf dem Turm des Deutschen Museums eine Flagge auf halbmast. Auf dem Wohnzimmertisch lag die Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung, die fünfmal teurer als die Bildzeitung war, aber auch wegen ihres umfangreichen Anteils an Anzeigen den fünffachen Umfang einer Bildzeitung hatte. Nach dem Mittagessen begann ich zu lesen



Am Samstagmorgen war John storben und die Zeitungen am verkündeten seinen Tod. Ich Zeitung und machte mich auf den große Betroffenheit. Der junge von zwei Töchtern und zwei Frau vor nur wenigen Monaten die hatte und von vielen West- wurde, war tot. Sein Nachfolger, war noch unbekannt. Die Bundes- ermordeten Präsidenten der USA ab Mittag wehten auf allen öffent- BRD in Schwarz-Rot-Gold auf

Seite 3: Kennedy bewahrte den Frieden Ausgabe M • Preis 50 Pf.

Süddeutsche Zeitung

MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK · KULTUR · WIRTSCHAFT · SPORT

Wochenend-Ausgabe München, Samstag/Sonntag, 23./24. November 1963 B 7979 A Nummer 281*

Das Streiflicht

(SZ) Keine hundert Jahre ist es her, daß das Erste Vatikanische Konzil — zusammen mit dem Dogma über die päpstliche Unfehlbarkeit — den Jurisdiktionsprimat, die Oberhoheit des Papstes im Kirchenregiment zum höchsten Grunddiat der Kirchenverfassung erklärte. Ein Prinzip mittel- bis heute, den Tendenzen des Zweiten Vatikanums nach, wie ein Relikt des Mittelalters erscheinen möchte: wie ein später Abglanz der mittelalterlichen Universalienlehre, die niemals Wirklichkeit wurde. Schwere Auseinandersetzungen lobten damals in Sankt Peter (und muß draußen in der Öffentlichkeit. Einer so- zuzogenen „liberaleren“ Minderheit von Konzilsvätern, die 1869/70 Unfehlbarkeitsdogma wie Primatskonstitution aus Opportunitätsgründen ablehnte, stand eine Übermacht an „Ultra-

Kennedy ermordet

Der Präsident durch Schüsse von Attentätern in Texas niedergestreckt
Im Hospital von Dallas erlag Kennedy der Kopfverletzung
Lyndon Johnson neuer Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika

Dallas/Texas (UPI) — Der amerikanische Präsident John Kennedy ist am Freitag gegen 19.00 Uhr MEZ in Dallas (Texas) einem Gewehrattentat zum Opfer gefallen. Zusammen mit dem ebenfalls getroffenen Gouverneur von Texas, John Connally, wurde Kennedy noch in das Parkland-Hospital von Dallas gebracht, wo er nach kurzer Zeit den schweren Kopfverletzungen erlag.

John F. Kennedy †

VON HERMANN PROBST

Kurze, verhaltene Ausrufe des Entsetzens waren die einzige Antwort, als gestern abend aus frohem Anlaß versammelte Menschen die schlimmste Nachricht aus Texas erfuhren. Bedrückt und stotternd mieden Gastgeber und Gäste das vorbereitete Fest, das nun keinem mehr behagt hätte. Und so wie in München, in der jüngst noch zur Freude gestimmten Stadt, war es wohl überall, wo mitfühlende Menschen wohnen rings auf der Welt. Wo immer die böse Botschaft vom Attentat auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten vernommen wurde, werden viele im Schrecken erstarbt sein, launiglos, ob der rucklosen Tat und ratlos ob ihres dünnen Ursprungs.

Die ersten Meldungen aus Dallas, zusammen-

gehandelt haben, der etwa 1,80 Meter groß und schlank sein soll.
 Polizisten nahmen am Freitag in Dallas den 24 Jahre alten Lee H. Oswald in einem Kino im Zusammenhang mit dem Attentat fest. Oswald, der laut schrie, hatte eine Pistole bei sich. Er sagte zu den Polizisten: „Jetzt ist alles vorbei.“

und zu verstehen, was geschehen war. Anscheinend waren die Negerverbände unbeteiligt und es drohten keine Aufstände von dieser Seite, sondern man ging von einem verwirrten und verzweifelten Einzeltäter aus. Der Täter wie die Tatwaffe, ein italienisches Armeegewehr mit Zielfernrohr, aus dem

drei Schüsse abgefeuert wurden, waren sichergestellt und identifiziert. Außerdem erfuhr ich, dass der bisherige Bundeskanzler Konrad Adenauer Mitte Oktober zurückgetreten war und der frühere Wirtschaftsminister Ludwig Erhardt sein Nachfolger als Bundeskanzler war und in der kommenden Woche zu seinem Antrittsbesuch bei Präsident Kennedy am Montag, den 24. November nach Washington fliegen wollte, seinen Besuch verschieben und stattdessen seine Teilnahme an der Trauerfeier für den ermordeten Präsidenten nach Washington planen musste.

Herr Peterich hielt sich trotz des Präsidentenmordes an sein Versprechen, mit mir den Film „Lawrence von Arabien“ anzusehen. Um ¼ 4 machten wir uns auf den Weg zum Metro-Kino. Es war ausnahmsweise sonnig und noch hell, als wir dort ankamen. Auf dem Weg erklärte mir Werner, wie ich Herrn Peterich inzwischen nennen durfte, dass wir nicht nur einen sehr ungewöhnlichen Film sehen würden, sondern dass dieser Film auch außergewöhnlich lang sei, nämlich fast 3½ Stunden. Deshalb gäbe es nur drei Vorstellungen pro Tag. Der Andrang war entsprechend und der Saal fast voll besetzt, als der Film mit einer Ouvertüre begann, die als Themenmusik wie Moon River in ‚Breakfast at Tiffany‘, den ganzen Film begleitete. Die Leinwand blieb schwarz und das Publikum saß während der Ouvertüre fast 5 Minuten im Dunkeln, bevor der Film mit dem Vorspann und den Namen aller Beteiligten begann. Der Film war nicht in Cinemascope, sondern in Super-Vision 70, einer brillanten Qualität im Panoramaformat gedreht, das mich von Anfang an in einen transzendentalen Zustand versetzte. Es war ein Film, in dem fast keine Frauen vorkamen, sondern wie Werner es nannte, ein ‚Männerfilm‘ über einen Helden, der trotz aller Selbstüberwindung an der Wirklichkeit scheiterte, aber posthum zur Ikone wurde. In Erwartung unseres Kinobesuchs hatte ich vorgestern noch meinen alten Knairs Weltatlas zu Rate gezogen. „Mit einer Fläche von rund 3 Mill. qkm ist Arabien die größte Halbinsel Asiens. Der lange Grabenbruch des Roten Meeres trennt Arabien von der nordafrikanischen Wüsten-tafel, deren östlich Fortsetzung die wenig gegliederte arabische Scholle bildet. Die Halbinsel wird von einem einförmigen Hochland von 600 bis 1000 Meter Meereshöhe eingenommen, das durch Rand-gebirge dem Einfluß des Meeres weitgehend entzogen ist. Das westliche Randgebirge ist 1500-2000 m hoch, steigt aber im Süden des Landes Jemen auf über 3000 m an. Mit einem scharfen Steilrand setzt sich Arabien gegen das Tiefland von Mesopotamien und den Persischen Golf ab. Das Akdar-Gebirge (3020 m) in Oman steht der arabischen Tafel fremd gegenüber und bildet geologisch einen nur äußerlich durch den Golf von Oman abgegliederten Teil der Faltengebirge von Iran. Arabien liegt größtenteils in de Subtropen und erhält nur sehr wenig Niederschlag. Das trockene Innere wird zu zwei Dritteln von Steppen, zu annähernd einem Drittel von Sand- und Steinwüsten eingenommen.“

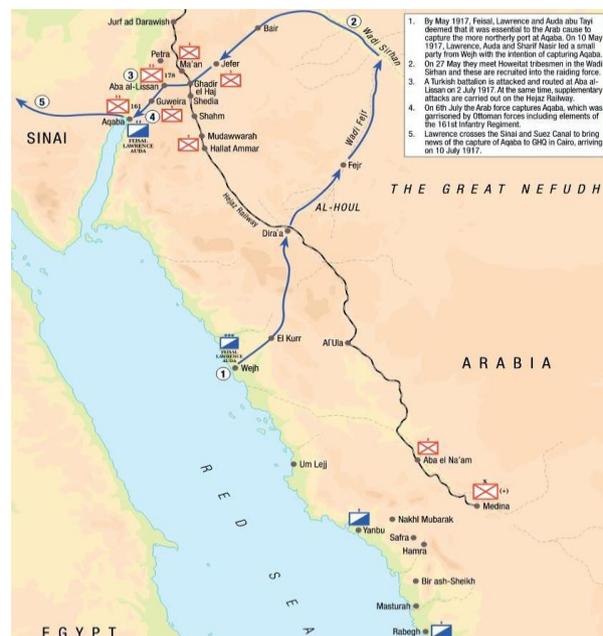
Man stelle sich vor: Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und das Vereinigte Königreich mit ihren ca. 2.000.000 qkm wären eine Sand- oder Steinwüste. In den oben angeführten Saaten Westeuropas lebten damals 320 Millionen Menschen. Auf den 2,4 Mill. qkm von Saudi-Arabien lebten 1948 6,5 Millionen Menschen, davon ein Zehntel in der Hauptstadt Riad und die Hälfte in und um Mekka, Medina oder Hafen von Dschidda. In den glühenden Wüsten lebten nur Nomadenstämme, genannt Bedu oder Beduinen, mit Zelten und Kamelherden.

Aber der Film zeigte eine Geschichte, die sich vor dreißig Jahren abspielte. Damals haben in Arabien möglicherweise nur halb so viele Menschen gelebt und der Nahe Osten war Teil des osmanischen Reiches, das zwar seine Gebiete in Nordafrika verloren hatte, aber die Küste Arabiens am Roten Meer und damit auch die heiligen Stätten der Mohammedaner beherrschte. Im Jahr 1900 begann der Bau der Hedschasbahn von Damaskus nach Medina, der zweitheiligsten Stadt der Mohammedaner. Ein französisches Unternehmen hatte bereits eine Bahnlinie von Beirut nach Damaskus gebaut. Nun übernahmen deutsche Ingenieure die Verlängerung der Strecke bis nach Mekka. Das Ziel war, den mohammedanischen Pilgern die wichtigste Reise ihres Lebens zum schwarzen Schrein der Kaba zu erleichtern. Jeder Gläubige musste einmal im Leben nach Mekka pilgern. Das wusste ich alles aus dem Religionsunterricht bei Alfons Selzle in Weilheim, der uns in der fünften Klasse des Gymnasiums mit den Religionen außerhalb des Katholizismus bekannt gemacht hatte wie Buddhismus, Hinduismus, Konfuzianismus sowie den Propheten Mohammed, sein Buch, den Koran und seine heiligen Orte Mekka, Medina und Jerusalem. Ich wusste nicht was passierte, wenn man die ‚Haddsch‘ genannte Reise nach Mekka nicht unternehmen konnte. Vielleicht hatten auch die Mohammedaner ein Fegefeuer. Die Osmanen waren jedenfalls Mohammedaner, aber sie hatten die Bahn nicht nur

gebaut, um Gläubige zu den heiligen Stätten in Mekka und Medina zu bringen, sondern auch Truppen dorthin zu schaffen, um die Küste der arabischen Halbinsel am Roten Meer und den 1869 eröffneten Suezkanal unter Kontrolle zu halten. Die Bauarbeiten an der Hedschas Bahnlinie begannen 1900 südlich von Damaskus etwa 1300 km von Medina entfernt. 1902 erreichte sie Amman und am 1. September 1908 konnte die Strecke bis Medina eröffnet werden. Zur Wallfahrtszeit fuhren täglich fünf Züge nach Medina.

Der Film beginnt mit dem Tod von Lawrence im Jahre 1935 durch einen Motorrad-Unfall und seinem Begräbnis in der St.-Pauls-Kathedrale in London. Ein Reporter, der von einem prominenten Besucher der Beerdigung um eine Würdigung der Person von Lawrence gebeten wird, lobt diesen aber erzählt nachher seinem Begleiter von den Defekten im Charakter von Lawrence. Im Ersten Weltkrieg wird der bislang in Kairo tätige junge britische Offizier Thomas Edward Lawrence wurde für drei Monate auf die arabische Halbinsel entsandt, um die Entwicklungen um den aufständischen arabischen Führer Prinz Faisal zu beobachten. Der wenig soldatisch wirkende Lawrence macht sich mit einem einheimischen Führer auf den Weg, wobei er versuchte, sich der Lebensweise des Beduinen anzupassen. An einem Tiefbrunnen kommt es zu einem Zusammenstoß mit einem arabischen Reiter, der Lawrence' Führer erschießt: Der Führer gehörte einem anderen Beduinenstamm an und durfte daher nicht aus dem Brunnen des schwarzgekleideten Reiters trinken. Lawrence erreicht das Lager der Beduinen auch ohne Führer. Die Armee Faisals erweist sich als unorganisierter Haufen, der den Möglichkeiten der modernen Kriegsführung hilflos unterlegen ist. Er begegnet dem Reiter wieder, der seinen Führer erschossen hatte und lernt den mächtigen Sherif Ali näher kennen. Er erzählt ihm von seinem ehr-geizigen Plan mit den Arabern in Damaskus einzunehmen. Er überredete Sherif Ali, mit ihm und einem Trupp von nur 50 Mann unter hohem Risiko die menschenfeindliche Wüste Nefud zu durchqueren, um in den Rücken der zur See hin gerichteten Kanonen der Hafenstadt Akaba zu gelangen und sie außer Gefecht zu setzen. Ein Beduine war während des nächt-lichen Ritts durch die Wüste nach Akaba von seinem Kamel gestürzt und war nicht mehr in der Lage die vor-gerückte Truppe zu erreichen. Vom grellen Licht der Mittagssonne ge-blendet und er-schöpft von ihrer Hitze irrte er hilflos durch die Wüste. Lawrence hörte nicht auf den Rat seiner Begleiter und kehrte um, um den Beduinen zu suchen. Er rettete ihn durch einen tollkühnen Einsatz in der glühenden Tageshitze vor dem Tod. Wenig später aber musste er ihn als Mörder durch Pistolenschüsse hin-richten, um eine Blutfehde zwischen den Arabern zu verhindern. Dann ereignete sich etwas, was man Menetekel nennt. Es war wie ein Vorzeichen kom-menden Unheils. Nach der Hinrichtung des Unglücksraben gestand Lawrence später, dass er erschrak, als ihm bewußt wurde, dass er diese Erschießung insgeheim genossen hatte.

Auf dem weiteren Vormarsch nach Akaba gewann er mit viel Geschick die Unterstützung lokaler Stämme unter Führung des hakennasigen und stolzen Scheichs Auda Abu Tayi und konnte die Stadt mit seinem Überraschungsangriff auf die seewärts gerichteten Kanonen der osmanischen Festung erobern. Die Beduinen plündern die Stadt und sind enttäuscht. Sie finden kein Gold, sondern nur Koffer voll mit wertlosem Papiergeld oder Wanduhren, die nicht mehr ticken. Lawrence jedoch macht sich in Begleitung von zwei jugendlichen Arabern auf den Weg durch die Wüste Sinai und durch den Suez Kanal Richtung Kairo. Einer der beiden Jungs geriet dabei in ein Sandloch, das Alles, was ihm näherkam, nach unten zog und verschluckte. Lawrence und der andere Junge mussten hilflos zusehen, wie der Junge im Sandloch vom Erdboden verschwand wie ein Eisläufer, wenn das Eis unter seinen Kufen bricht und er keinen Halt mehr findet. Ich war ziemlich geschockt von dieser Szene.



Umhang, einem Arabischen Krummdolch im Schaft um die Hüften und mit dem überlebenden Jungen an der Seite, im Hauptquartier der Briten in Kairo, angekommen war, um den Sieg von Akaba über die Osmanen zu melden, als erstes zur Bar des Offizierskasinos ging, wo er wegen seiner Kluft und Begleitung unangenehm auffiel. Das hatte er eingeplant. Er kam von der Front und hatte Akaba mit Arabern eingenommen. Die Sesselfurzer hatten keine Ahnung, was bevorstand. Sein Vorgesetzter eilte schließlich dazu, hört vom Sieg und vermittelt ein Treffen mit dem Kommandanten General Allenby, der sich seine Sporen als Burenkiller in Südafrika verdient hatte und im ersten Weltkrieg weitere Sporen im Massenmorden erwarb. Aber das wusste ich damals noch nicht, aber Lawrence wusste es. Er beichtete seine Sünden, bekam die Absolution und folgte seiner Karriere, anstatt umzukehren. Er ging den Pakt mit dem Teufel ein. General Allenby bewilligt ihm alles, was er für die



Fortsetzung des Krieges brauchte, um die Araber zu unterstützen, um die Türken zu besiegen, aber nicht um die Ziele der Araber zu erfüllen, sondern die Interessen derer zu bedienen, die sich seine unglaublichen Fähigkeiten zu Nutze machten, um ihre Macht zu mehren. Auf meiner Heldenliste steht er noch heute ganz oben, weil das Buch, das er über die „Sieben Säulen der Weisheit“ geschrieben hat und im oberen Viertel der besten Autobiographien meiner Leseliste zu finden ist, mich so beeindruckt hat, dass ich Jahre später Arabisch lernen und nach Mekka pilgern wollte. Als wir gegen acht Uhr aus dem Kino kamen und in der Dunkelheit nach Hause gingen, fragte ich Werner, warum sich Lawrence als Araber gekleidet mit Sherif Ali in die Stadt Dera in Syrien begab, um einen arabischen Aufstand gegen die Türken anzuführen. Seine Verkleidung als unauffälliger Araber reichte nicht und er muss gewusst haben, dass seine weiße Haut und seine blauen Augen ihn verraten würden. Türkische Soldaten brauchten nicht lange, um ihn festzunehmen und bei ihrem Kommandeur abzuliefern. Der lässt ihn foltern und auspeitschen. Danach werfen sie ihr ohnmächtiges Opfer auf die nächtliche Straße vor der Kommandantur. Dort findet in Sherif und bringt ihn zurück in das Versteck der Truppe in den Bergen. Lawrence ist verzweifelt, denn unter der Folter war er bereit, seine Kameraden zu verraten. Das kann er sich selbst nicht mehr verzeihen. Werner hatte eine verblüffende Antwort. Er meinte Lawrence war ein Masochist. Er suchte den Schmerz, wollte leiden und fand jemanden, der ihn quälte und geriet an einen Sadisten, der seine Erwartungen übertraf. Lawrence überlebte und wurde später zum Rächer und Mörder im Dienst des

Vaterlands. Das fand ich nicht gut, aber in meinem Kalender steht: „Sehr gut, gelesen, Radio, geschlafen.“ Das hieß, ich mochte den schlaksigen Engländer mit seinen blauen Augen, auch wegen seiner Antwort auf die Frage, warum er die Wüste liebt: Weil sie leer ist. Wenn er aber das Nichts liebte, war er Nihilist. Was unterscheidet den Nihilisten vom Existenzialisten? Terra incognita, die es



zu erkunden galt. Die Wüste war am nächsten Tag kein Thema mehr. Es war mein letzter Sonntag in Ramersdorf. Am Sonntag konnte man in die städtischen und staatlichen Museen gehen, ohne Eintritt zu bezahlen. Außerdem war es Totensonntag und die Kirchen voll und die Museen hatten nur wenige Besucher. „½ 10 auf, gefrühstückt, Tram, Neue Pinakothek, Haus der Kunst“. Die Neue Pinakothek stand einmal gegenüber der Alten Pinakothek (siehe oben links) an der Theresienstraße. Ludwig I. hatte sie gegründet, um seine Sammlung zeitgenössischer Kunst vor allem der Münchner Schule und der Romantik zu beherbergen. Sie wurde im Jahr 1859 eröffnet und im Jahr 1944 von amerikanischen Bombern zerstört. Die Sammlung selbst war vorher ausgelagert worden und blieb erhalten. Das Gebäude aber musste abgerissen werden und das Grundstück lag brach. Das von Hitler errichtete Haus der Kunst an der Prinzregentenstraße blieb hingegen fast unbeschädigt. Die US Army nutzte den Mittelteil des Gebäudes bis 1955 als Offiziersclub aber auch als Basketballhalle. Ab 1958 begann die Bayerische Staatsgemäldesammlung die Sammlung im Westflügel des HdK auszustellen. Es waren Ölbilder in schweren Goldrahmen aus dem 19. Jahrhundert im Stil der Romantik und des Biedermeier, Historien- und Gesellschaftsmalerei, französische und deutsche Impressionisten, Symbolisten und Jugendstil. Es war eine große Sammlung. Ich musste mich beeilen und wechselte nach zwei Stunden in die Haupthalle des Hauses der Kunst mit seinen neoklassischen Säulen entlang der Prinzregentenstraße, mit denen der Führer die, vom Kronprinzen und späteren König Ludwig I am Königsplatz ab 1808 im klassischen Stil, erbauten Tempel der Akropolis, übertreffen wollte. Seit Oktober fand dort eine Einzelausstellung des französischen Malers George Braque statt. Er war zwar Ende des letzten Jahrhunderts geboren, aber ein Mitbegründer des Kubismus, der versuchte durch die Betonung der sichtbar zu machen. Das stand im Katalog, von dem ein Exemplar auslag, das an Später bin ich zu den mensching gefahren. Dort Haus ihrer Eltern getroffen älter als ich und besuchte Wir haben in ihrem Zimmer geraucht und gequatscht. meine Gesellschaft Ich war war ich zurück in Ramersdorf. Am nächsten Tag Stunden in der Schule. Werner mit der Monnach Hause. Er hatte sie schon gelesen und empfahl mir den Kommentar des Herausgebers Rudolf Augstein zum Tod von Präsident John F. Kennedy.



Rudolf Augstein

DER PRÄSIDENT DER STÄRKE UND DES FRIEDENS

Die uns bekannte Geschichte hat kein Beispiel dafür, daß der jähe Tod eines Menschen die gesamte bewohnte Erde so aufgestört hätte wie die Nachricht von der Ermordung des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy. Einige Augenblicke lang stockte Milliarden Menschen Pulsschlag und Atem. Fünfzehn Minuten, bis zur endgültigen Todesnachricht, verharrten die Völker ganzer Erdteile in lähmender Spannung. Das Entsetzen angesichts der möglichen Folgen der Tat war nicht größer und nicht so allgemein nach der Ermordung des österreichischen Thronfolger-Paares in Sarajewo, die den Ersten Weltkrieg entzündete.

Wohl, es sind Männer ermordet worden, die zu ihrer Zeit so viel Macht in Händen hielten wie Kennedy, Julius Cäsar etwa, der die Herrschaft usurpiert hatte. Tyrannen sind gestorben, deren Tod die Menschen wie ein Keulenschlag traf, so Josef Stalin.

Als Präsident Roosevelt 1945 starb, weinten, wie jetzt, viele Menschen in den Straßen der großen Städte Amerikas. Der große Abraham Lincoln wurde 1865 von einem Psychopathen erschossen, als er die Jahrhundert-Tat der Sklavenbefreiung in unersütterlicher Großartigkeit durchgeföhrt hatte — an den nach dem Bürgerkrieg sich fortzeugenden Spannungen im unterlegenen Süden der Vereinigten Staaten drohte Kennedy zu scheitern. Der Schock der Ermordung in Deutschland war sogar womöglich stärker als bei der Ermordung des deutschen Außenministers Walther Rathenau im Jahre 1922, die alle Anhänger der Weimarer Republik aufs äußerste erregte.

Kennedy starb jünger als sie alle, strahlender und erfolgverheißender war er aufgestiegen, niemandem hatte er die Macht entzogen. Eine Bewährungsprobe voll von ungeheuerlichen Risiken, die Kuba-Krise des vorigen Jahres, hatte er in eindrucksvoller Stärke bestanden. Schon zu Lebzeiten war der von Rücken-schmerzen Gepeinigte zum Inbegriff des verantwortungsbelaenen jungen Helden geworden, der sich für seine Nation und für die Sache der von ihm geföhrt Völker aufopferte.

Fünf Jahre nur, Aufstieg und Amtstätigkeit zusammengenommen, hat er im Zentrum der Weltmacht gewirkt. Sein Versuch, unterstützt von den idealistischen Impulsen einer demokratischen Innenpolitik, die Friedenssicherung mit den Sowjets durch zäheste Strategie zu erreichen, ist durch seinen Tod unterbrochen und tausend Unberechenbarkeiten preisgegeben. Zum zweitenmal innerhalb eines Jahres, wie beim Tod des 81jährigen Papstes Johannes, überfällt einfache Leute und Intellektuelle schockartig der Zweifel, ob denn das Neue, das durch einen Menschen in die Welt gekommen ist, durch das Erstarren eines einzigen Gehirns abreißen und zu Ende sein kann.

Kaum jemand hatte diesen Mord für möglich gehalten, denn so pedantisch und fast lückenlos die Mächtigen von ihren Gorilla-Rudeln abgeschirmt werden, so offen bieten sie sich heutzutage dem Ansturm der ihnen zubejubelnden Massen dar. Selbst einen Chruschtschow zu ermorden, könnte ent-

schlossenen Berufstöttern nicht schwerfallen.

Von allen Staats- und Regierungsoberhäuptern in West und Ost war immer Charles de Gaulle am bedrohtesten erschienen. Ihn aus dem Wege zu räumen, mußten seine innenpolitischen Todfeinde interessiert sein. Algerien lag den Europäern nahe genug, das tragische Dilemma zwischen Moslems und Kolonisten war hinlänglich ausgebreitet, um die Entschlossenheit der OAS-Attentäter jederzeit vor Augen zu haben. Der französische Staatspräsident hatte die Macht mit Hilfe von Leuten ergriffen, die sich von ihm bitter getäuscht wähnen mußten und die ihm Verrat vorwarfen, Verrat an ihnen wie am Vaterland. Er, der den Tod gelegentlich herauszufordern schien, galt in unser aller Bewußtsein als gefährdet.

Kennedy hingegen mußte nur vor unzurechnungsfähigen Einzelgängern beschützt werden, so schien es, vor unruhigen Randalierern des überfüllten Puerto Rico etwa. Daß organisierte Gegner ihn niederschließen könnten, haben nur wenige für vorstellbar gehalten. Mußte Kennedy, wo selbst Chruschtschow vor Attentaten der eigenen Landsleute sicher schien, nicht doppelt sicher scheinen?

In Texas riß der Vorhang und gab die Spannungen frei, die das Riesenland erschütterten. Daß irgeleitete Anhänger Castros, des Idols der besitzlosen Massen in Mittel- und Südamerika, den Präsidenten umbringen könnten, schien nicht so ganz aus der Welt. Daß aber Bürger auf ihn anlegen könnten, die gegen die Gleichberechtigung der Neger eingeschworen seien, dieser Verdacht lief in der Unglücksnacht erstmals um die Erde.

Welche Wut in den Rassenkämpfen auf seiten der allmählich unterliegenden „Weiße-Herren-Partei“ emporkriecht, das hatte sich Europa doch nicht einbilden können. Jetzt lag jener demokratische Gouverneur in Lebensgefahr darnieder, der John F. Kennedy in das traditionell demokratisch beherrschte Texas gerufen hatte, um den angesichts der negerfreundlichen Politik des Präsidenten sichtbar gewordenen Anhängerschwund aufzufangen.

Eisenhower, ein der Republikanischen Partei des Neger-Befreiers Lincoln angehörender Präsident, hatte die Gleichberechtigung nur zögernd und wie gegen inneres Widerstreben vorangetrieben. Kennedy, Führer auch jener Demokratischen Partei, die im Bürgerkrieg auf seiten der Feudal- und Baumwollherren des tiefen Südens unterlegen war, John F. Kennedy und sein Bruder, der Justizminister, betrachteten die Lösung der Neger-Frage als eine Art Ehrenschild. Im Wahlkampf von 1960 hatten 70 Prozent der 18,8 Millionen Neger für Kennedy gestimmt. Eine negerfeindliche Politik hätte auch nicht in das Programm der „New Frontier“, des Aufbruchs zu neuen Grenzen, gepaßt.

Im unglückseligen Dallas, dem früheren Schauplatz wüster Rassenkrawalle, erstarben die Hoffnungen der Neger vorerst in der Geschoßgarbe eines Schnellfeuergeräts. Der neue Präsident

Johnson ist Südstaatler. Er war erklärtermaßen zum Vizepräsidenten nominiert worden, um den negerfeindlichen Süden bei der Parteifahrt der Demokraten zu halten.

Die Ermordung des Präsidenten läßt das Neger-Problem in so bedrohlicher Perspektive erscheinen, weil sich bisher schon herausgestellt hatte, daß die vorsichtige zähe Taktik namentlich des Bruders Bob Kennedy, eine Stadt nach der anderen zu liberaleren Praktiken zu überreden, die schwarzen Massen nicht mehr befriedigte. Des Justizministers Parole „Die Bürgerrechte der Bürger erkämpft man nicht auf der Straße“ wurde desavouiert, der Neger-Führer Martin Luther King warf dem Präsidenten eine zu geringe Aktivität in der Frage der Neger-Gleichberechtigung vor.

Der neue Präsident wird das Gleichberechtigungs-Programm der beiden Kennedys schwerlich durch den Kongreß bringen. Ihm ist schon vorgerechnet worden, daß die Neger-Politik Kennedys viereinhalb Millionen Stimmen weißer Amerikaner gekostet und nur eine Million Negerstimmen im Norden eingetragen hat.

Meinungsumfragen im ganzen Lande erbrachten Indizien für das weitverbreitete Gefühl, der rassenpolitische Integrationsprozeß werde zu schnell vorangetrieben. Unter den Weißen des Nordens ist in den unteren Gesellschaftsschichten die Furcht vor einer Gleichschaltung der Neger auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt weit verbreitet. Im demokratischen Mississippi wurde der Gouverneur der Demokraten nur deshalb mit knapper Mehrheit gewählt, weil er vorher versprochen hatte, sich einer Wiederwahl Kennedys mit allen Mitteln entgegenzustellen.

Kaum ein schrecklicheres Unglück hätte die amerikanische Nation treffen können, als daß der als zu negerfreundlich verschriene Präsident von einem radikalen Südstaatler umgebracht worden wäre. Erschütterungen bis in die Herzkammern des gewaltigen Landes wären die Folge gewesen. Kaum minder bedrohlich aber hörte sich die zweite Lesart an, das Attentat sei von dem Amerikaner Lee H. Oswald verübt worden, der Vorsitzender des Komitees „Fair play for Cuba“ ist und der von 1959 bis 1962 in der Sowjet-Union sein Domizil gehabt haben soll. Wie, wenn der 1959 erst 20jährige Oswald sich wirklich darum bemüht haben sollte, die sowjetische Staatsbürgerschaft zu erlangen?

Zwar, daß Chruschtschow kein Interesse daran haben konnte, seinen Koexistenz-Partner Kennedy zu ermorden, war allen Einsichtigen klar. Aber jeder Zusammenhang mit einer kommunistischen, noch dazu mit einer Pro-Castro-Organisation, würde den Verständigungsunwilligen unter den amerikanischen Führern einen nicht wieder gutzumachenden Vorsprung geben, jenen Leuten, die auch während der Kuba-Krise geraten hatten, Kuba einzunehmen und reinen Tisch zu machen. Dabei konnte selbst der hysterische Fidel Castro nicht verrückt genug sein, sich

von der Ermordung Kennedys eine günstigere Kuba-Politik der USA zu erhoffen.

Ließ der Verdacht gegen die Rassenfanatiker den Aspekt eines von innenpolitischen Kämpfen geschüttelten Amerika riesengroß auf die Wand fallen, so konnte ein noch so einzelgängerischer roter Wirrkopf das ganze mit unendlicher Vorsicht eingeleitete Verständigungsspiel zwischen Moskau und Washington abrupt umstoßen. Der „Wind der Veränderung“, der nach Kennedys Meinung über die Welt hinwegging, würde keine Segel mehr finden, um die Politik in Richtung auf die Behauptung des Friedens in Gang zu setzen.

Kein Thema ist in der Kennedy-Runde so beschwörend und überzeugend angegangen worden wie die atomare Kriegsgefahr. Zu den weltpolitischen Leistungen Kennedys gehört, daß er dem Zangendruck Chruschtschows in Kuba und Berlin widerstand und dennoch konsequent eine allmähliche Entspannung ins Auge gefaßt hat. Übertriebene Rücksicht auf die europäischen Verbündeten hat er dabei nicht genom-

men. Die Berlin-Frage war der Angelpunkt seiner Politik in Europa, und gerade im Hinblick auf Berlin hat Kennedy sich das letzte und mit niemand zu teilende Entscheidungsrecht im Falle eines Konflikts ausbedungen.

Der neue Präsident Johnson hatte unter Kennedy kaum Gelegenheit, soviel Profil zu gewinnen wie Nixon unter Eisenhower. Für die Außenpolitik könnte ins Gewicht fallen, daß er, obwohl Protegé Roosevelts, kein „Roosevelt-Demokrat“ ist, sondern ein Mann des Südens. Kein Gewässer der amerikanischen Innenpolitik ist ihm fremd, mit allen ist er und hat er gewaschen.

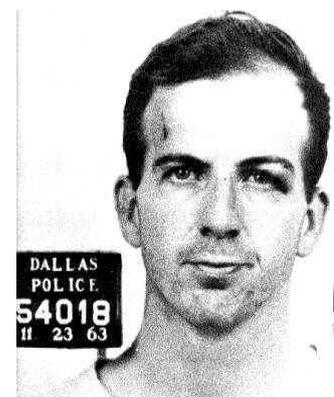
Er ist zum Vizepräsidenten nominiert worden, wie die meisten Vizepräsidenten vor ihm, um dem Präsidenten Stimmen zuzuführen. Wie allen Vizepräsidenten vor ihm, die durch den Tod des Präsidenten in das Monarchenamt auf Zeit einrückten, schlagen ihm Zweifel entgegen, ob er der schweren Pflicht, hier den weltpolitischen Aufgaben der Führungsmacht des Westens gewachsen sei. Ähnliche Reserve hat man auch bei Franklin Roosevelts Tod gegenüber dem Vizepräsidenten Truman und nach der Ermordung des Präsidenten Mc-

Kinley gegenüber dem Vizepräsidenten Theodore Roosevelt an den Tag gelegt. Im Trauerzug für den ermordeten McKinley ging McKinleys Freund, der Wirtschaftsmagnat und Senator Mark Hannah, und schimpfte über den „Rauherer“ Teddy Roosevelt: „Nun ist dieser verdammte Cowboy Präsident der Vereinigten Staaten.“ Und doch wurde Harry Truman ein recht guter und Theodore Roosevelt sogar ein bedeutender Präsident.

Lyndon Johnsons größtes Handicap ist, daß er nur noch ein knappes Jahr bis zu den nächsten Präsidentschaftswahlen zu regieren hat — Truman hatte wie Theodore Roosevelt drei Jahre bis zu seiner regulären Wahl.

So ist es denn auch keineswegs ausgemacht, daß Johnson die Nominierung der Demokratischen Partei zum Präsidentschaftskandidaten erringen wird. Ein Südstaatler könnte etwa gegen den liberalen Republikaner Nelson Rockefeller von New York leicht unterliegen. Beide Parteien haben keinen klaren Favoriten als Kandidaten anzubieten.

Ich hatte bis zum Abendessen Zeit, dann sollte ich Werner das Magazin zurückgeben. Ich sortierte meine Prioritäten nach Dringlichkeit, entschied mich, die Hausaufgaben warten zu lassen und die Geheimnisse Amerikas zu verstehen. Kennedy war nicht der Landvogt Gessler, den Wilhelm Tell mit einem Pfeil seiner Armbrust tötete. John Kennedy wollte mit seinem Bruder Robert ein Programm zu Gleichberechtigung der Neger durch den Kongress, also das Parlament der USA, per Gesetz einführen. Aber, so schrieb Herr Augstein, der noch vor einem Jahr wegen des Verdachts auf Landesverrat von 28. Oktober bis Anfang Februar 1963 in Untersuchungshaft in Hamburg gehalten wurde: „Im unglückseligen Dallas, dem früheren Schauplatz wüster Rassenkrawalle, erstarben die Hoffnungen der Neger in der Geschoßgarbe eines Schnellfeuergewehrs.“ Er bezweifelt, dass Kennedy's Nachfolger, der Vizepräsident und Texaner Lyndon Johnson, ein Mann des Südens, das Gleichberechtigungs-Programm der Kennedy Brüder durch den Kongress bringen kann. Scheinbar fanden viele Amerikaner, dass der „rassenpolitische Integrationsprozess zu schnell vorangetrieben wird.“ Das erinnerte mich an die Geschichte aus „Onkel Toms Hütte“ als Mary, die Frau des Senators, Harry und Eliza Unterschlupf gewährte, obwohl ein Gesetz die Aufnahme von aus Kentucky geflohenen Sklaven strafbar machte und sie ihren Gatten damit in eine missliche Lage brachte. Er antwortete ihr, dass man wegen seiner Gefühle nicht auch den Verstand verlieren dürfe. Das war vor hundert Jahren. Aber jetzt lebten wir im Zeitalter der Wissenschaft, Forschung und Technologie und in Amerika hatten sie noch immer ein Problem mit dem Grundgesetz, dass alle Menschen gleich sind und niemand wegen seines Aussehens, Rasse oder Herkunft benachteiligt werden darf? Als ich Werner den SPIEGEL wie vereinbart zurückgab, hatten die deutschen Abendnachrichten aus den Vereinigten Staaten bereits für mehr Ungewissheit gesorgt. Lee Harvey Oswald, der Mörder des Präsidenten war während der Überführung durch die Polizei in das Bezirksgefängnis von Dallas von einem Nachtclubbesitzer namens Ruby durch einen Schuss aus einer Pistole in den Bauch vor laufenden Fernsehkameras ermordet worden. Ruby wurde festgenommen, aber Oswald verstarb kurz darauf im Krankenhaus. Aber das wusste Rudolf Augstein nicht, als er seinen Kommentar für die Montagsausgabe geschrieben hatte, denn das erfuhren wir am Sonntag aus den Nachrichten beim Abendessen. Es war schrecklich wie ein Menetekel weiteren Unheils. Am Montag wehten alle Flaggen noch auf Halbmast. Laut Kalender habe ich einen Kirchgang mit der Schule geschwänzt. Vielleicht gab es dort eine



Trauerfeier, aber am Theresien Gymnasium verlief der Unterricht nach Dienstplan. Er begann um 9 mit einer Lateinstunde und endete gegen Mittag. Stunden später machten sich eine Million Menschen in Washington auf und säumten den Weg des Trauerzuges vom Kapitol zum Weißen Haus, der St. Matthew's Cathedral und zum Arlington National Cemetery.



Millionen Menschen folgten der Beerdigung im Fernsehen. „Die drei Netzwerke ABC, CBS und NBC setzten über 50 Kameras für die gemeinsame Berichterstattung ein, damit die Zuschauer die Vorgänge vom Kapitol bis nach Arlington verfolgen konnten. Seit der Beerdigung des britischen Königs Edward VII. von 1910 hatte es bei einer staatlichen Veranstaltung keine solche Versammlung von Präsidenten, Premierministern und Königen gegeben. Insgesamt nahmen 220 ausländische Würdenträger aus 92 Ländern, fünf internationale Organisationen und dem Vatikan an der Beerdigung teil, darunter waren 19 Staats- oder Regierungschefs sowie Mitglieder königlicher Familien.“ Einer davon war der Bundespräsident Heinrich Lübke aus der Bundesrepublik Deutschland. Das war der Mann mit den weißen Haaren links von Frankreichs Präsident de Gaulle, der zwischen ihm und dem Negus von Äthiopien Haile Selassie stand.

Davon erfuhr ich, als ich nach der Schule mit Gabi im Wohnzimmer in Ramersdorf saß, wo wir uns die Radioreportagen des Bayerischen Rundfunks aus Amerika anhörten. Sie wusste mehr über Amerika als ich Gartenzwerg. Als ich auf der Baustelle arbeitete und meinen letzten Sommer am Hohenpeißenberg mit Shelagh genoss, fand in Washington eine der größten Demonstrationen der Neger in der amerikanischen Geschichte statt. 200.000 von ihnen forderten Arbeit, Wohnungen und Bildung für alle. Ein schwarzer Prediger mit dem Namen Martin Luther King führte sie an und sprach von seinem Traum, dass alle Bürger der USA gleichberechtigt sind in ihrem Streben nach Glück. So nannte Gabi das wichtigste Grundrecht der Amerikaner und sie kannte auch das Wort dafür. Ich bat sie, es mir aufzuschreiben, weil ich es nach fünf Wochen Englisch noch nicht kannte. Es hieß „pursuit of happiness“. Sie sagte Leben, Freiheit und das Streben nach Glück seien Grundrechte der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika und zwar für alle Menschen die dort leben. Unabhängig von Herkunft, Hautfarbe oder Geschlecht. Letzteres war ihr wichtig, denn sie war eine Frau und fühlte sich wohl benachteiligt, obwohl sie nicht geschieden war, sondern eine scheinbar glückliche Ehe führte. Sie mochte Dornkaat, aber nicht um sich zu betrinken. Vielleicht war es ihr Beruhigungsmittel. Ich habe das Zeug probiert und es ging mir dabei wie nach der Abschlussfeier im Gasthof Gattinger in Weilheim im Sommer, als ich später in einem Straßengraben mit einem Brummschädel aufwachte, aber mich befreit fühlte von einer Gegenwart, die von nun an zur Vergangenheit gehörte und mich für neue Erfahrungen öffnete. Ich musste heftig kotzen, aber fühlte mich danach stärker als zuvor. Ich war 16 Jahre alt und nicht 18 und schon deshalb war das kein Gesprächsthema. Auch nicht mit Gabi, die achtzehn Jahre älter war als ich. Die Tage nach Kennedy's Beerdigung vergingen wie das Herbstlaub an den Bäumen. Ich sah die Blätter fallen wie gute und schlechte Noten. Am Samstag nach der Schule habe ich meinen Koffer gepackt, von dem ich nicht mehr weiß, wie der aussah. Nach dem Mittagessen mit Peterichs hat „Jörg mich abgeholt und nach Ebenhausen gebracht. Mein Zimmer war nett eingeräumt usw. Wein, Bett.“ – Der Spruch der Woche war: „Die große Treue zu Gott zeigt sich in den kleinen Dingen.- Franz von Sales.“

Der erste Winter in Ebenhausen 1963/64

Der erste Dezember war zugleich der erste Adventssonntag. Es war ein grauer Spätherbsttag, die Bäume hatten ihre letzten Blätter verloren und reckten ihr nackten Ästen gegen den bedeckten Himmel. Die Aussicht von der Terrasse des neuen Hauses war wie befürchtet. Der Aushub für die über zehn Meter tiefe kreisförmige Kläranlage mit drei Kammern vor der Garage wie für den Keller und Berge von aufgetürmter schwarzer Erde bedeckten den unbebauten Teil des Grundstücks. Auch auf dem Nachbargrundstück zur Zellerstraße sah es nicht besser aus. Entsprechend trostlos war die Aussicht aus meinem Zimmer auf die Nordwand des Bungalows unserer neuen Nachbarn mit dem Namen Holländer in Richtung Süden. Auch die Schrankwand zwischen meinem und Fritzis Zimmer, das er nie bewohnen würde, war noch nicht eingebaut. Es stellte sich heraus, dass alle Fensterrahmen des Hauses noch einen zweiten Anstrich kriegen mussten, bevor der Winter einsetzte. Onkel Kreppel teilte mich dazu ein, um auch meinen Beitrag zum neuen Haus zu leisten. Jedenfalls funktionierte die Zentralheizung und im Badezimmer am Ende des Ganges gab es heißes



Wasser. Nur die Wanne war etwas kleiner als die in Hohenpeißenberg. Da das Wasser aus der Heizung kam und nicht von einem Kohleofen unter dem Boiler erhitzt werden musste, war das Badezimmer nie so dampfig warm wie früher. In der Garage war kein Heizkörper verbaut, aber das Moped DKW Hummel, das dort stand und auf mich wartete, war sofort einsatzbereit. Es waren noch



zwei Liter im Tank mit 5,5 Liter Volumen. Mit einem Liter kam man etwa achtzig Kilometer weit. Meine geplante Rundfahrt war etwa 20 km lang. Ich trat einmal fest auf das Fußpedal und startete damit den kleinen Einzylindermotor, der nun fröhlich vor sich hin knatterte. Ich legte meine Hände

auf die Handgriffe des Lenkers, schaltete mit einer den ersten Gang ein und drehte den anderen Handgriff, um Gas zu geben und die Auffahrt von der Garage zur Ausfahrt zu überwinden, bog später links ab auf die Zeller Straße und fuhr über die Alpenblickstraße und die Eisenbahnbrücke zur Bundesstraße Richtung München. Ein paar hundert Metern nach dem Gasthof Post am Ortsende von Ebenhausen, wo auch ein steiler Fußweg durch den Wald am Hang bergab begann, konnte man über eine schmale geteerte Straße in teilweise engen, steilen Serpentinien hinab ins Isartal zum Kloster Schäftlarn und zu den Brücken über die Isar und den Isarkanal auf die andere Seite des Flusses gelangen. Die nächsten Brücken flussaufwärts gab es erst wieder in Puppling nahe Wolfratshausen und flussabwärts in Grünwald südlich von München. Der Höhenunterschied zwischen Flusstal und Oberland lag zwischen hundert und hundertfünfzig Meter, die Hänge waren nach dem Zufluss der



Loisach bei Wolfratshausen auf beiden Seiten bis München-Solln recht steil. Ich stellte das Moped vor der Klosterkirche ab und besichtigte das Gebäude, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts zur Barockkirche umgebaut wurde. Sie stand etwas zurückgesetzt von der Straße mit einem kleinen Friedhof auf der Portalseite im Zentrum der Klosteranlage des Benediktinerordens, der dort auch ein Gymnasium mit Internat betrieb. Allerdings nur ein Progymnasium für die Klassen 5 bis 10, was bedeutete, dass ich, selbst wenn ich dort als externer Schüler nur für ein Jahr untergekommen wäre, trotzdem die drei nächsten Klassen bis zum Abitur ein Gymnasium in München besuchen hätte müssen. Gut, dass es wenigstens nicht dazu gekommen ist, dachte ich, als ich in die Kirche trat, die wie fast alle anderen barocken Klosterkirchen, die ich bisher kennengelernt hatte, überladen war von Stuck, Gold, edler Malerei und Schnitzkunst.

Zum Kloster gehörten auch eine Brauerei, eine Kloster gaststätte mit Fremdenzimmern, eine Landwirtschaft und ein Sägewerk mit Schreinerei. Das Kloster war ein Wirtschaftsunternehmen bis vor über 150 Jahren das Gespenst der französischen Revolution auch das Kurfürstentum Bayern erreicht hatte und Graf Montgelas, von 1799 bis 1817 Minister des Kurfürsten und späteren König von Bayern Maximilian I., damit begann, seine Pläne für eine weitreichende Modernisierung der Verwaltung und Politik des Landes Bayern zur Säkularisation umzusetzen. „Montgelas hielt diese für zweckmäßig, weil der kirchliche Besitz zu umfangreich war. Die Kirche hatte ihren Besitz im Mittelalter erworben, als sich fast nur die Klöster der Religion, Wissenschaft, Urkundenwesen, Kunst, Erziehung und Krankenpflege sowie Armenfürsorge widmeten. Sie hatten für Fortschritte in der Wirtschaft und für die Urbarmachung bisher nicht bewirtschafteter Gebiete gesorgt. Diese Aufgaben werden aber inzwischen vom Staat, den Städten und den Ortsgeistlichen erfüllt. 56 von 100 aller Höfe Bayerns waren im kirchlichen Obereigentum und diese Zusammenballung behinderte den Wirtschaftsverkehr. Auch der Konvent des Kloster Schäftlarn wurde 1803 aufgelöst, der Besitz enteignet, Wirtschaftsbetriebe und Gebäude wurden verkauft. Im August 1806 erzwang Kaiser Napoleon die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der österreichische

Kaiser Franz dankte als deutscher Kaiser ab. Nach dem Wiener Kongress von 1815 und der Gründung des Deutschen Bundes stand eine Neuumschreibung der katholischen Diözesen in Deutschland und somit auch Bayerns an. Nach dem Rücktritt von Graf Montgelas im Juli 1817 verhandelte König Max I. Joseph von Bayern mit dem Heiligen Stuhl über ein Konkordat, das den Erzbistümern von München-Freising und Bamberg, jeweils drei Suffraganbistümer (München-Freising: Augsburg, Passau, Regensburg und Bamberg: Eichstätt, Speyer, Würzburg) zuordnete. Damit stimmten die Staatsgrenzen Bayerns und die Kirchengrenzen überein. Als Entschädigung für die Enteignungen der Säkularisation übernahm der bayerische Staat die genau festgelegte Besoldung der Erzbischöfe, Bischöfe und Mitglieder des Domkapitels, zudem die Bereitstellung von Gebäuden für die Diözesanverwaltung und Beihilfen zum Unterhalt der Knaben- und Priesterseminare und für Altenheime für wohlverdiente Geistliche. Es legte zudem fest, dass zum Unterricht der Jugend in der Religion und den Wissenschaften oder zur Aushilfe in der Seelsorge oder zur Krankenpflege einige Klöster wiedererrichtet werden sollten. Das Konkordat wurde im Oktober 1817 unterzeichnet. Am 17. Mai 1866 erwarb der abgedankte König Ludwig I. von Bayern die Klosteranlage von Schäftlarn und übergab sie den Benediktinern. Es wurde ein Benediktinerkloster und ein Gymnasium eingerichtet. Das Kloster wurde am 17. April 1910 durch Prinzregent Luitpold wieder in den Rang einer Abtei erhoben.



Die Klosterkirche, ein barocker Traumpalast mit hunderten von Sitz- und Stehplätzen, wurde an einem schwer zugänglichen Ort gebaut, an dem nur wenige lebten und den man nur aufsuchte, wenn man musste. Auf den Isarhöhen links und rechts des Tales gab es einige kleine Dorfkirchen. Ich wusste inzwischen wie viele Kinos es in München gab, aber noch nicht wie viele Klöster es in Oberbayern gab. Ich hatte bisher nur Wessobrunn, Rottenbuch, Kloster Schlehdorf am Kochelsee, Ettal, Dießen, Andechs, Dillingen und St. Ottilien gesehen. Sie erlebten ihre Blütezeit ein Jahrhundert nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges 1648. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurden sie zwar säkularisiert, verkauft oder teilweise abgerissen, um Ziegel und Marmor als Baumaterial für die Gebäude an den Plätzen und Straßen der neuen Stadtbezirke im Norden und Westen der Landeshauptstadt einzusetzen. Das Konkordat von 1817 beendete dann weiteren Missbrauch. Dennoch verloren viele Klöster Mobiliar, Gemälde, Bibliotheken und Kunstsammlungen an die neuen Nationalmuseen in der Landeshauptstadt.

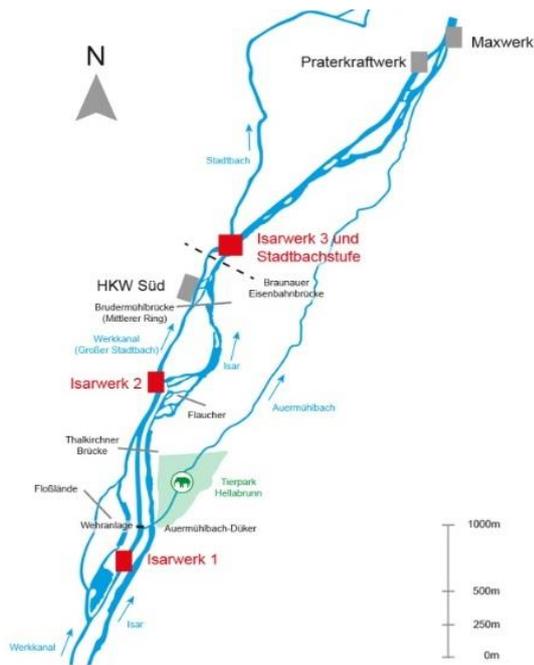
„1912 ernannte Papst Benedikt XV. den Konsultor für das heilige Offizium, den Untersekretär der neu geschaffenen Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, Eugenio Pacelli, zum Verhandlungsführer mit dem damaligen Königreich Serbien. Im Juni 1914 erreichte er ein Konkordat mit dem Königreich Serbien und erwarb sich damit den Ruf eines Spezialisten für solche Verträge. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 übertrug Papst Benedikt XV. Pacelli die Leitung humanitärer Aufgaben des Vatikans. Er sammelte bis zum Kriegsende Angaben über Kriegsgefangene aller Kriegsparteien und bereitete deren Austausch vor. Am 20. April 1917 ernannte der Papst ihn zum Nuntius für die Apostolische Nuntiatur in München und weihte ihn am 13. Mai 1917 zum Titularerzbischof von Sardes. Da es damals in Preußen keinen päpstlichen Nuntius gab, vertrat Pacelli als apostolischer Nuntius den Vatikan im gesamten Deutschen Reich und ab 1920 in der Weimarer Republik. Seine Verhandlungen scheiterten vorerst auf Reichsebene und er begann Konkordate mit einzelnen deutschen Ländern abzuschließen. Das protestantische Land Preußen umfasste fast sechzig Prozent der Reichsfläche, aber der Freistaat Bayern war das erste deutsche Land, das 1924 ein Konkordat mit dem Vatikan unterzeichnete. Es definierte die Kollektive Glaubensfreiheit in drei Artikeln: 1.) Freiheit der Glaubensausübung einschließlich innerkirchlicher Selbstbestimmung. 2.) Garantie der Existenz und des Vermögens (und dessen Mehrung) der Orden. 10.) §5: Erhebung von Kirchensteuern durch das Finanzamt.

Wenige Monate nach Hitlers Machtergreifung 1933, erreichte der zum Kardinalstaatssekretär ernannte apostolische Nuntius Pacelli am 8. Juli auch den Abschluss eines Reichskonkordats mit der nationalsozialistischen Regierung in Berlin. Es trat am 20. Juli 1933 in Kraft. 1935 wurde der Einzug der Kirchensteuer in Deutschland zur staatlichen Aufgabe erklärt und die Arbeitgeber, die verpflichtet waren, die Lohnsteuer für den Staat einzuziehen, mussten nun auch die Kirchensteuer für den Staat einbehalten. Die Lohnsteuerkarte erhielt eine neue Rubrik: *Glaubenszugehörigkeit*. Aber am 1. Dezember 1941 beschloss die Reichsregierung per Gesetz, die staatliche Mithilfe bei der Erhebung der Kirchensteuer zu verweigern. Die Rubrik *Glaubenszugehörigkeit* blieb jedoch auf der Lohnsteuerkarte. 1941 bis 1945 wurde das Gymnasium der Benediktiner in Kloster Schäftlarn durch die Nationalsozialisten geschlossen. Nach dem Krieg nahm das Kloster als eine der ersten Höheren Schulen Bayerns den Schulbetrieb am 5. November 1945 in Form eines Progymnasiums für die Klassen 5 bis 10 wieder auf. Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 blieb das Reichskonkordat, obwohl es von Adolf Hitler unterzeichnet wurde, in den Westzonen gültig und sicherte weiterhin den juristischen Status der katholischen Kirche, die sie, aber auch die protestantische Kirche durch die ständig wachsenden Steuereinnahmen des Wirtschaftswunderlandes Bundesrepublik Deutschland in die Lage versetzten die Kriegsschäden an kirchlichen Gebäuden zu beheben.

Das Kloster Schäftlarn hatte den Krieg unbeschädigt überstanden aber hatte überall Renovierungsbedarf. Die Kirche war voller Patina und noch muffig, der stattliche Klostergasthof mit geräumiger Gaststätte und Biergarten mit Aussicht auf Kirche und Kloster ebenso. Ich setzte mich auf die DKW



Hummel und verließ das Kloster Richtung Isarbrücke und dem Gasthaus zum Bruckenfischer am anderen Ufer des Isarkanals. Hinter dem Gasthaus erhebt sich ein fünf Meter hoher Damm. Er wurde



1924 für den Mühltalkanal errichtet, um das Wasser rechts der Isar vom Icking Wehr bis zum Wasserkraftwerk Mühlthal zwischen Baierbrunn und Straßlach zu leiten. Dort gab es neben Wehr und Kraftwerk auch eine Rutsche für die Flöße, die über Loisach und Isar auf dem ruhigen Wasser des Mühltalkanals Richtung München trieben und hier wieder auf den Fluss zurückkehrten, der auf den wenigen Kilometern zwischen Baierbrunn nach Buchenhain in ein enges Tal gezwängt, sich nochmal so ungestüm verhält wie ein reißender Gebirgsbach. Das Isarwehr von Baierbrunn unterhalb von Höllriegelskreuth wurde bereits nach der Jahrhundertwende errichtet und seitdem treibt das Wasser des neuen Werkkanals die Turbinen des Kraftwerks unterhalb von Pullach. Am Kraftwerk ermöglicht eine etwa 100 Meter lange Rutsche die Weiterfahrt von Flößen auf dem Werkkanal bis zur Floßlande. Der Werkkanal führt weiter Richtung München zu den Wasserkraftwerken

Isarwerk 1 in Thalkirchen, Isarwerk 2 am Fläucher und das Isarwerk 3 an der Stadtbachstufe.

Das Münchner Hochwasser von 1899, ein Jahrhunderthochwasser, gehörte zu den größten Naturkatastrophen, die die Stadt München trafen. Eine durch starke Regenfälle ausgelöste Flutwelle der Isar zerstörte im September Uferanlagen im Stadtbereich sowie zwei große Isarbrücken und führte in Folge zu einer Neuordnung der innerstädtischen Flussbereiches mit erheblichen Uferbefestigungsarbeiten sowie dem Neubau von sechs Brücken. Man hat wohl auch begonnen über die Möglichkeiten nachzudenken, diesen wilden Fluss, der zwischen dem Wettersteingebirge mit der Zugspitze und dem Karwendelgebirge mit der Birkkarspitze in Tirol seinen 290 Kilometer langen Weg über Lenggries, Bad Tölz nach München nach Plattling an der Donau beginnt, zu regulieren. Nach der Erfindung der elektrischen Glühlampe durch Edison wurden Mitte der achtziger Jahre auch die Münchner Theater elektrisch beleuchtet. Die Nachfrage nach Strom stieg und die neue Technik öffnete neue Dimensionen, die dazu führten, dass unterhalb Icking 1924 ein weiteres Wehr in Betrieb



genommen wurde, das die Isar aufstaute und den Großteil seines Wassers in einen Kanal zwängte, um flussabwärts Elektrizität zu erzeugen und den kleineren Teil in sein altes Flussbett abzulassen. Im Jahr 1924 wurde außerdem ein Kraftwerk in Kochel am gleichnamigen See in Betrieb genommen. Dazu wurde ein Teil des Isarwassers in den Walchensee oberhalb von Kochel geleitet, um genügend

Wasser für den Dauerbetrieb des Speicherkraftwerks bereit zu halten. Etwa drei Kilometer an der Isar nördlich von Mittenwald, bevor sie ihren Lauf Richtung Norden gegen Osten wendet, beim Dorf Krün, wurde ein Wehr errichtet, ein See aufgestaut und fast das gesamte Wasser der Isar in Richtung Norden zum Walchensee eingespeist. Der Oberrachkanal zum Walchensee hat eine Länge von fast zwei Kilometern. Aus der reißenden Isar wurde dadurch wieder ein Gebirgsbach, der auf seinem Weg Richtung Osten erst nach zwölf Kilometern durch den Reißbach wieder nennenswerte Wasserzufuhr erhielt. Nach etwa fünf Kilometern verändert der Fluss seinen Lauf erneut und fließt im Isartal wieder in Richtung Norden und über Wegscheid, Lenggries, Bad Tölz, Wolfratshausen, Kloster Schäftlarn und München bis zur Donau.

Die Ableitung des Isarwassers in den Walchensee und danach aus dem Kochensee in die Loisach verursachte neue Probleme flussabwärts im Loisachtal bis Wolfratshausen. Man entschied 1921 deshalb einen weiteren Kanal zu bauen, mit dem das zusätzliche Wasser vor Wolfratshausen wieder zurück in die Isar geleitet werden konnte, ohne die Stadt zu überfluten. Der Loisach-Isar-Kanal wird bei Beuerberg aus der Loisach ausgeleitet und verläuft auf den ersten acht Kilometern parallel zum Fluss. Südlich von Wolfratshausen wendet sich der Kanal nach Osten und mündet nach einer Gesamtlänge von etwa 10 km in die Isar. Die Loisach selbst durchquert das Stadtgebiet von Wolfratshausen und mündet etwa 4 km flussabwärts in die Isar.

Aber 1949 wird zusätzlich der Reißbach, der ehemals in die Isar floss, durch einen Stollen in den Walchensee abgeleitet. Ursprünglich entwässerte auch der Achensee über die Ache in die Isar. Mit dem Bau des Achensee-Wasserkraftwerks im Jahre 1927 in Jenbach im Achtal in Österreich wurde der Isar auch dieser Wasserzufluss (und auch der Dürrach, die in den Achensee abgeleitet wird) entzogen, da das Wasser des Achensees seither primär über das Kraftwerk in den 380m tiefer gelegenen Inn gelangt. Die Isar wurde im oberen Teil immer mehr zur Flussleiche, besonders in Trockenzeiten war der Wasserspiegel niedrig und die Stadt Bad Tölz litt unter Wassermangel. Deshalb wurde mit dem damals umstrittenen Bau des Sylvensteinspeichers begonnen, um einen konstanteren Wasserspiegel der Isar zu erreichen. Der zusätzlich gewährleistete Hochwasserschutz war hingegen ein sekundäres Ziel. Der Bau begann 1954 und am 22. Mai 1959 ging das alte Dorf Fall endgültig in den Fluten des neu angelegten Sylvensteinspeichers unter. Das war damals die Sensation



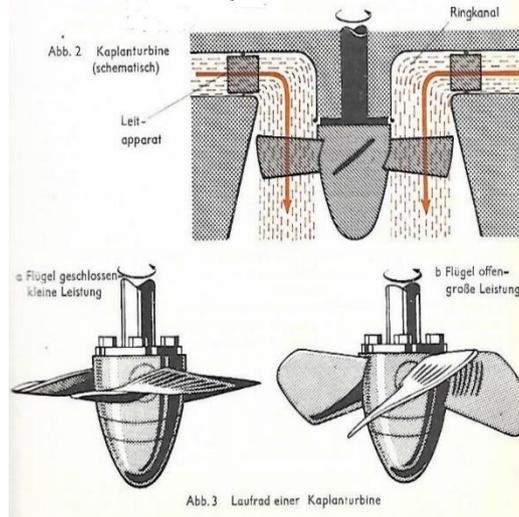
im Oberland und das moderne 44 Meter hohe Absperrbauwerk von dessen Krone eine Straße auf Stelzen über den See führt und das am Seeufer neu aufgebaute Dorf Fall lockte damals auch Gäste unseres Kurheims mit Alpenblick in Hohenpeißenberg an. Manche glaubten auch, dass der Heimatroman des bayrischen Schriftstellers Ludwig Ganghofer mit dem Titel „Der Jäger von Fall“, der 1958 in die Kinos kam und auch im Lichtspielhaus von Hohenpeißenberg gezeigt wurde, sich dort tatsächlich ereignet hat. In Bad Tölz wurde 1958 zudem ein Fließwasserkraftwerk im Norden der Stadt errichtet.

Nach sechzehn Jahren im Ammertal war ich nun im Isartal angekommen, das ich bisher nur aus dem Erdkundeunterricht durch Pater Ludwig kannte, aber nie persönlich besucht hatte. Pater Ludwig war damals sichtlich stolz auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, der solche Wunderwerke der Ingenieurkunst ermöglicht hatte. „Technik ist angewandte Physik, das werdet ihr verstehen, wenn ihr ihre Gesetze kennen lernt.“ Seit zwei Jahren quälte ich mich bereits durch das erste Kapitel

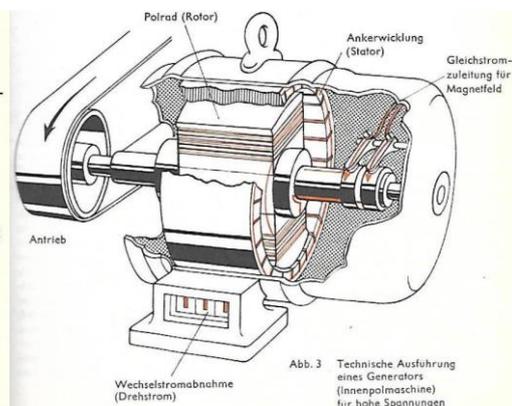
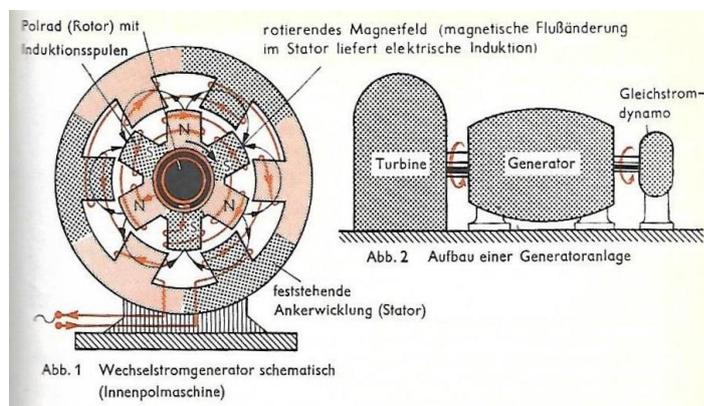
„Mechanik, Lehre von den Bewegungsgesetzen der Körper“ des Lehrbuchs der Physik von Karl Hammer mit 531 Abbildungen, 4. Auflage, 406 S., R. Oldenburg, München 1961. Ich schaffte es nur mit großer Mühe, mich nach der Formelwelt der Mathematik nun in zwei weiteren Stunden pro Woche auch noch in der Formelwelt der Physik zurecht zu finden. Ich verstand das Gravitationsgesetz: Die Erdanziehungskraft nimmt ab, wenn man sich von der Erde entfernt und auch die Formel ist einleuchtend. Aber muss ich sie deshalb auswendig lernen, um sie anwenden zu können? Wozu? Ich wollte nicht Ingenieur werden. Aber ich wollte wissen, wie ein Wasserkraftwerk funktioniert. Das Ickinger Wehr war kein Kraftwerk, sondern nur eine künstliche Staustufe für eine Kanalableitung.

Es begann bereits zu regnen, ich setzte ein und, statt zur Isar und über Wolfratshausen um und war kurz vor Ebenhausen. Bis zum Abendessen blieb ich noch im Zimmer im Register des Physikbuches unter W suchen. Es gab Wasser-Wasserstrahlpumpe, auch Wasserkraft. Unter T war eingetragen. Zum Geburts- ein nützliches Buch ge- das? Erklärte Technik in 2000 Vorrichtungen und Vorgänge der Technik und ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen.“

„Die Kaplan-Turbine ist eine axial angeströmte Wasserturbine mit verstellbarem Laufrad und wird in Wasserkraftwerken verwendet. Sie wurde vom österreichischen Ingenieur Viktor Kaplan im Jahre 1913 aus der Francis-Turbine weiterentwickelt und patentiert. Das Laufrad gleicht einem Schiffpropeller, dessen Flügel verstellbar sind. Die Drehzahl einer klassischen Kaplan-turbine ist unabhängig von der Wassermenge konstant. Daher kann der Generator einer Kaplan-turbine mit entsprechender Übersetzung direkt in das Netz einspeisen. Durch die Flügelverstellung des Propellers wird erreicht, dass die Flügel bei schwankenden Wassermengen immer optimal umströmt werden und dadurch einen hohen Wirkungsgrad erzielen. Wenn vertikale Kaplan-Turbinen eingesetzt werden, sind die Generatoren in einem Gebäude über dem Wasserlauf untergebracht.“ Ich hatte mir vorgenommen beim nächsten Mal nicht Richtung Aumühle und Puppling, sondern zum Kraftwerk Mühltal zu fahren, um Turbinen und Generatoren aus der Nähe zu sehen.



dämmern, Nieselregen Isarbrücke bei Puppling weiterzufahren, kehrte ich Dunkelheit wieder in Abendessen blieb noch im Zimmer im Register des nach Wasserkraft zu stoff, Wasserdampf, eine Wasserwellen, aber keine auch keine Turbine tag hatte mir Onkel Hayo schenkt: „Wie funktioniert Wort und Bild. Mehr als Geräte. Die wichtigsten



Beim Abendessen erfuhr ich von Wölfi, dass von Icking ein steile und ungeteerte Straße von der B11 an der alten Ickinger Kirche und dem Reitstall und seinen Anlagen vorbei als enger Waldweg hinab zum Eingang des Wehres führt. Dort kann man über eine Treppe zum Übergang unter dem Dach der Brücke über das Wehr der Isar hinaufsteigen und über eine Wendeltreppe im runden Turm auf der anderen Seite, vor dem Stauwehr des Isarkanals, auf das Gelände zwischen Fluss und Kanal gelangen.

Die Stahltüren am Treppenaufgang wie am Ende der Wendeltreppe waren meistens unverschlossen. Dort konnte man den Fußweg am Kanal entlang gehen, bis man an den Strand eines Baggersees kam, der an Isar entstand, als man dort Kies und Sand zum Bau der Wehr- und Kanalanlagen abgetragen hatte. Dort war Wölfi im Sommer öfter am Strand zum Sonnenbaden und die Aussicht auf Icking hundert Meter über dem Flusstal zu genießen oder um ungehindert auf dem See lange Strecken zu kraulen. Eine tröstliche Vorstellung, aber auf dem Esstisch stand ein Adventskranz, auf dem heute die erste Kerze brannte. Der Winter stand vor der Tür und schwimmen gibt es erst wieder in einem halben Jahr.

Am Montag, dem zweiten Dezember, fuhr ich zum ersten Mal mit dem Zug um sieben Uhr morgens nach München zur Schule. Seine sechs Waggons waren bereits dicht besetzt mit Passagieren, die aus dem Loisachtal von Bichl, Beuerberg und Eurasburg und aus dem Isartal von Gartenberg und Geretsried in Wolfratshausen zugestiegen waren. Es war ein feuchter und nebliger Tag. Im Zug brannten zwar die Lichter und weil die Heizung an war, kam er mit beschlagenen Abteifelnstern an. Deshalb konnte ich kaum sehen, wie voll ein Abteil war. Im vierten Waggon gab es keinen Sitzplatz und ich musste stehen. Erst in Baierbrunn, wo nahe am Bahnhof in der Fabrikhalle der KÜBA-Kühlerbau Baierbrunn mehr als hundert Menschen beschäftigt waren, wurden einige Sitze des Waggons frei. Ich konnte mich setzen und bis zum Holzkirchner Flügelbahnhof auf die erste Unterrichtsstunde vorbereiten. Dann passierte ich die Kartenkontrolle und verließ den Bahnhof Richtung Bayerstraße. Ich überquerte sie und als ich vor dem Pressehaus Bayerstraße der Tageszeitung „Münchner Merkur“ stand, entdeckte ich, dass die aktuelle Ausgabe im Original hinter Glas aushing und von einigen Passanten gelesen wurde. Das war kostenlos und praktisch, vor allem auf dem Rückweg, denn aktuell blieben mir noch fünfzehn Minuten, um in die Paul-Heyse-Straße einzubiegen, mit raschen Schritten zum Kaiser-Ludwig-Platz zu eilen und anzukommen, bevor die



Glocke um acht Uhr den Unterrichtsbeginn verkündete. Dann mussten die Schüler in allen Klassenzimmern an ihren Pulten sitzen. Das Bild der Klasse 10a wurde für einen Fotografen arrangiert und wahrscheinlich 1964 aufgenommen. Es war vielleicht Sommer und viele haben ihr Jackett abgelegt. Wir waren sechzehn, siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Wir waren die ersten der Generation nach dem Krieg, bei der im Jahresbericht des Theresien-Gymnasiums die vielen Kreuze in der Spalte zum „Stand der Erziehungsberechtigten“, die hinter der Berufsbezeichnung den Tod der Väter anzeigten, stetig weniger wurden. In unserer Klasse und der Parallelklasse waren es noch zwei Kreuze. Die beiden Halbweisen stehen auf diesem Bild links und rechts des Klassleiters Dr. Heinz. Das mag Zufall sein, aber es entspräche seiner Fürsorge, mit der er sich vom Primus bis zu den

Schlusslichtern seiner Klasse kümmerte. Die Sitz- bzw. Stehordnung des Bildes stimmt nur zum Teil mit der realen Sitzordnung überein, in der wir den Lehrern in drei Reihen an jeweils vier Doppeltischen pro Reihe gegenüber saßen. Auf dem Foto stehe ich der letzten Reihe als vierter von rechts. Mein Sitzplatz war weiter rechts am letzten Doppeltisch am Fenster der auf dem Foto nicht sichtbaren dritten Reihe. Ich war mit meinem Platz sehr zufrieden, weil ich die Klasse genauso gut überblicken konnte wie die Lehrer. Die Sitzverteilung war ähnlich wie auf dem Foto. Die Brillenträger hatten ihre Plätze in der ersten Reihe, die Plätze dahinter waren nach Größe besetzt. Da ich zu den größeren gehörte, die über die Köpfe der anderen hinweg Richtung Tafel und Lehrertisch blicken konnten, durfte ich auf dem Platz bleiben, den Dr. Heinz mir Mitte September zugewiesen hatte. Auf dem Foto bin ich in der obersten Reihe als vierter von rechts zu sehen. Es gibt keine Erklärung, warum auf dem Foto die eine Hälfte der Klasse Jacke oder Pullover trägt, die andere langärmelige weiße Hemden, obwohl die Kleiderhaken an der Wand unbenutzt sind.

Nach fünfundsiebzig Tagen kannte ich nicht nur die Vor- und Nachnamen meiner Mitschüler, sondern auch die Nachnamen der Lehrer. Von den 32 hauptamtlichen Lehrkräften, die damals 460 Schüler sowie 12 Schülerinnen in den untersten Klassen unterrichteten, waren 1964 nur vier Lehrerinnen. Neun Lehrer unterrichteten meine Klasse in dreizehn Fächern. Insgesamt neunundzwanzig Menschen hatten inzwischen ausreichend Zeit, um mich, den Neuling der Klasse zu begutachten. Sie ahnten das Halbzeitergebnis meines Zwischenzeugnisses: „Versetzung gefährdet“. Außer den Lehrern, die die Zeugnisse meiner Vergangenheit kannten, wussten auch manche Mitschüler, dass ich das ThG dann ohne mittlere Reife verlassen müsste. Seit meiner Ankunft waren sie Zeugen meines Versagens wie meiner Erfolge und merkten, dass es mir um mehr ging als um das auswendig lernen eines Lehrstoffs, der von der späteren Berufswirklichkeit so entfernt war wie die Kirche vom Seelenheil. Der Ozean des Wissens am Ende des zweiten Jahrtausends war zu groß geworden, um ihn mit Kutsche und Segelschiff zu erkunden. Mit solchen sprachlichen Kapriolen rechtfertigte ich meine miserablen Noten in den klassischen Fächern Latein und Griechisch. Ich war nicht faul, wie Paul Traxl meinte, sondern mir fehlte die Motivation. Was macht es für einen Sinn tote Sprachen zu lernen, die niemand mehr spricht? Es ist sicher sinnvoll, die Originaltexte zu lesen, aber doch nur notwendig, wenn man sich später für einen Beruf wie Lehrer oder Altertumsforscher entscheidet. Der Inhalt und die Bedeutung der antiken Texte sind auch in einer Übersetzung erhalten. Meine Maulerei kam bei den Altphilologen schlecht an. 2x5=Durchfall hieß: Zweimal Miese in den toten Sprachen und du fliegst raus. In der dritten, nichttoten sondern lebendigen Weltsprache der Gegenwart, in English war ich allerdings auch nicht besser. Ergebnis der ersten Schulaufgabe: 6. Auch die erste Physikschulaufgabe wurde mit 6 benotet. Nur in Deutsch, Erdkunde, Geschichte und Religion konnte ich jeweils eine 2 erreichen. In meinem katholischen Taschenkalender steht am zweiten Dezember: „Gaudi, 6 angedroht, Haha!, heim, gelesen, Hausaufgaben, Maria Stuart, es schneit.“ Das Folgende habe ich mit Datum 3. Dezember in mein Deutschheft geschrieben

„Maria Stuart (Inhaltsangabe)
4. Aufzug

1. Auftritt: Leicester und Kent äußern Aubespine gegenüber, daß der Attentäter ein Papist und Franke ist. – 2. Auftritt: Burleigh befiehlt Kent Aubespine außer Landes zu bringen, da dieser sonst vom Pöbel als Drahtzieher gelyncht würde. Er erklärt den Vertrag als gelöst. – 3. Auftritt: Burleigh erklärt Leicester als schuldig am Zusammentreffen der beiden Königinnen und zeigt dessen Plan. – 4. Auftritt: Leicester zeigt sich den Nachrichten Mortimers gegenüber erschrocken und verleugnet ihn. Mortimer soll von der Wache ergriffen werden, aber er legt zuvor Hand an sich. – 5. Auftritt: Elisabeth hat das Todesurteil über Maria gefällt und will nun auch Leicester verurteilen, als dieser sich anmeldet du sie darauf an seiner Schuld zweifelt. – 6. Auftritt: Leicester wäscht sich von jeder Schuld rein, stellt die Beziehung mit Maria als eine Falle dar, gibt sich als Retter Elisabeth's und bietet sich am Schluß zur Vollstreckung des Urteils an. 7. Auftritt: Kent dringt auf Vollstreckung des Urteils, da das Volk darauf drängt. - 8. Auftritt: Elisabeth zögert noch einmal. – 9. Auftritt: Talbot dringt auf Aufschub und weist auf die Zeit nach der Hinrichtung. Burleigh, als Elisabeth Lebensüberdruß vorgibt,

malt eine schwarze katholische Zukunft aus. – 10. Auftritt: Nach heftigem inneren Kampf überwindet doch der Hass Elisabeth und sie unterschreibt. – 11. Auftritt: Elisabeth gibt Davison das Todesurteil. Der versucht sie umzustimmen und nachdem das nicht gelingt – 12. Auftritt: Burleigh entreißt dem schwankenden Davison das Urteil, das damit gefällt ist.

Im Gegensatz zu den früheren Dramen Schillers wie ‚Die Räuber‘, die in Prosa verfasst sind, ist ‚Maria Stuart‘ in Versform verfasst. Es handelt sich beinahe durchgängig um den sogenannten Blankvers, einen reimlosen fünfhebigen Jambus. Der Inhaltsangabe zum 4. Aufzug folgt eine Übersicht der Versfüße und -maße. Ein u steht für Kurz und ein – steht für Lang.

Versfüße

I u u – I = Anapäst I – u u I = Daktylos I u – I = Jambus I – u I = Trochäus

Versmaße

Alexandrin (2 jambische Trimeter bzw. sechsfüßiger Jambus)

I u – u – u – I u – u – u – I

Funffüßiger Jambus (seit Lessing der gebräuchlichste Dramenvers)

I u – u – u – u – u I

Alexandrin (sechsfüßiger Daktylos)

I u u – u u – u u – u u – u u I“

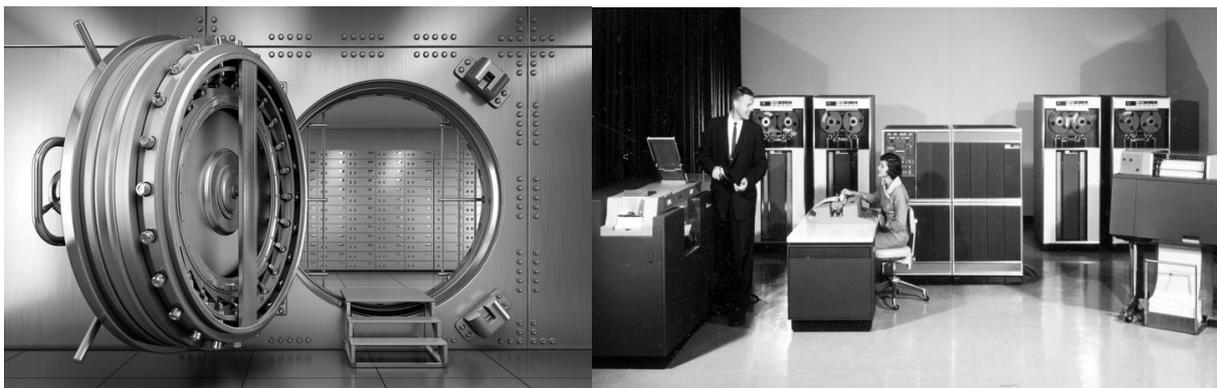
Der folgende Tag war feucht und voller Schneematsch. Das hielt mich nicht davon ab, nach fünf Stunden Schule noch mit der Tram zu Peterichs nach Ramersdorf zu fahren. Gabi hatte Besuch von einem ‚Vertreter‘. Wir haben gequatscht und gegessen. Es gab auch noch Kuchen und Gabi steckte mir für die Rückfahrt nach Ebenhausen eine Schachtel Ernte 23 in die Manteltasche. Am Mittwoch muss es gewesen sein, als wir erfuhren, dass unsere Klasse eingeladen wurde, am Freitag, um ½ 3 am Nachmittag, die Bayerische Vereinsbank zu besuchen, um vor Ort zu erfahren, wie eine Bank funktioniert und ihre Betriebsabläufe und Ausbildungsangebote kennenzulernen. Auch eine Besichtigung der Großbank mit anschließendem Kaffee mit Kuchen sollte stattfinden.

Am Freitag war es dann so weit. Nach fünf Stunden Schule eilte ich hungrig zur Fischküche in der Prielmayerstraße gegenüber vom Justizpalast. Dort gab es 300 Gramm frittierte Scholle im Goldmantel mit Zitronenscheibe und eine Portion Kartoffelsalat für 2 Mark 50. Lecker und heiß, ein kleines Bier dazu. Um zwei Uhr bezahlen, nach meiner Aktentasche fassen, das Kellerlokal verlassen, am Justizpalast vorbei zum Stachus und über den Lenbachplatz zum Promenadenplatz eilen. Im Herzen der Hauptstadt des Freistaats Bayern stand nahe dem Grand Hotel Bayerischer Hof auch das Gebäude der größten Bank Bayerns. Auf dem Gehsteig vor dem Eingangstor warteten etwa zehn Mitschüler, die aus unterschiedlichen Motiven gekommen waren, denn die Teilnahme war freiwillig.



Ich kann mich nicht mehr erinnern, welcher Lehrer unseren Besuch arrangiert hat, wohl aber an die Schalterhalle, die wir schließlich in Begleitung eines Mitarbeiters der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der Bank passierten, um uns in einem Besprechungsraum zu versammeln und Platz zu nehmen. Der Mitarbeiter, gab einen kurzen Überblick über die Geschichte des Geldhauses, das von Münchner und Augsburger Hofbankiers, Angehörigen des Hofadels und bürgerlichen Geschäftsleuten

initiiert wurde und als Bayerische Vereinsbank im April 1869 die Bankkonzession erhielt. Am 1. Juli 1869 begann die BVB ihre Geschäfte und öffnete ihre Schalterhalle. Die Anglo-Österreichische Bank, das größte Geldinstitut der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, war an Gründung und Finanzierung maßgeblich beteiligt. Zwei Jahre später erhielt die BVB eine Erlaubnis für das Bodenkreditgeschäft und wurde so zum gemischten Institut, das heißt im Gegensatz zu den meisten anderen Banken durfte die BVB fortan außer dem Bank- auch das Hypothekenbankgeschäft betreiben. Anfang der 1950er-Jahre eröffnete die Bayerische Vereinsbank erste Geschäftsstellen im Ausland und ist seit 1960 dabei, deutschlandweit und international zu expandieren. Dann trug der Mitarbeiter einige Zahlen vor, etwa zur Bilanzsumme, Zahl der Zweigstellen oder der Mitarbeiter. Die exakten Zahlen weiß ich nicht mehr, aber ihre Größenordnung. Die Bilanzsumme war neunstellig, Zahl der Zweigstellen dreistellig und die der Mitarbeiter vierstellig im mittleren Bereich. Das Wachstum der letzten Jahre in Prozent war fast zweistellig. Die Bank erwartete ähnliches Wachstum in den kommenden Jahren und hatte entsprechenden Bedarf an geschulten Mitarbeitern mit mittlerer Reife, Abitur oder Hochschulabschluss. Das Angebot war verlockend: Nach der mittleren Reife durchläuft man eine dreijährige Ausbildung zum Bankkaufmann, bevor man bei vollem Gehalt fest angestellt werden kann. Die Zahlen klangen gut und ich konnte sie aufschreiben: Ausbildung: 150 DM pro Monat im ersten Jahr, 250 DM im zweiten und 350 DM im dritten. Anfangsgehalt dann 850 DM pro Monat. Wenn ich also im Sommer 1964 eine Lehre bei der Bank beginnen würde, könnte ich ab August 1967 halb so viel verdienen wie Onkel Kreppel. Ich könnte mir ein Zimmer in Schwabing mieten und im Zentrum Münchens arbeiten, statt meine Zeit am Kaiser-Ludwig-Platz mit Latein, Griechisch, dem Auswendiglernen der Gedichte von Schiller und Goethe oder mit einem Medizinball zwischen den Beinen an der Sprossenwand zu vertrödeln bis die Bandscheiben quietschen.



Nach der Einführung geleitete uns der Mitarbeiter in den sichersten Raum der Bank im Keller des Gebäudes. Dort befand sich hinter einer glänzenden Wand aus Stahl der Banktresor. Der Zugang war nur durch eine massive, mehrfach gesicherte runde Tür möglich. Ich hatte so eine Tür schon im Kino gesehen, aber es ist etwas anderes, wenn man selbst vor so einem monströsen Stück Technik steht. Aber es kam noch besser: In meinem Taschenkalender steht das Wort ‚Elektronengehirn‘. Wahrscheinlich hat der Mitarbeiter der Bank dieses Wort benutzt, um uns die elektronische Rechenmaschine zu erklären. Die Daten der Lochkarten der Hollerith Maschinen wurden seit zwei Jahren in der Bank auf Magnetbändern gespeichert, die auf Grund der großen für die Speicherung zur Verfügung stehenden Oberfläche ungleich höhere Datendichten und Schreib- und Lesegeschwindigkeiten als Lochkarten oder Lochstreifen ermöglichten. Die Daten, die bisher in Löchern auf Karten gespeichert und maschinell verarbeitet werden konnten, wurden nun als elektrische Signale auf Magnetbändern abgelegt und von einer neuen Rechenmaschine des amerikanischen Unternehmens IBM verarbeitet. Der Typ 1401, arbeitete nicht mehr mit Röhren wie ein Radio, sondern mit Transistoren, elektronischen Halbleiter-Bauelementen zum Steuern oder Verstärken meist niedriger elektrischer Spannungen und Ströme. Sie sind der wichtigste Teil elektronischer Schaltungen. Es ist der Beginn der elektronischen Datenverarbeitung durch Großrechner und Datenverarbeitungsprogramme, die in einer eigenen Sprache geschrieben wurden. Sie heißt FORTRAN und wurde für

numerische Berechnungen in Wissenschaft, Technik und Forschung eingesetzt. Mit ihr konnten die Arbeitsprozesse des Rechners gesteuert werden.

Am ThG würden wir uns erst nächstes Jahr mit den hundert Seiten des Kapitel 4 unseres Lehrbuchs der Physik zur Elektrizitätslehre einschließlich Magnetismus beschäftigen. Den Apparaten auf dem Bild oben rechts ist nicht anzusehen, welche physikalischen Gesetze in ihnen zur Anwendung kommen. An der Wand stehen vier Magnetbandmaschinen, dazwischen, in ihrer Mitte der Rechner. Davor sieht man Links eine Lochkartenmaschine mit Bediener, in der Mitte eine Sekretärin mit Schreibmaschine und Telefon und Rechts einen massiven Drucker mit Endlospapier.

Niemand von unserer Klasse hatte sowas je gesehen. Wir waren beeindruckt vom technischen Fortschritt im Umgang mit Geld, als wir uns um fünf Uhr in der Kantine zu Kaffee und Kuchen versammelten, endlich wieder sitzen und uns austauschen konnten. Nach wenigen Minuten jedoch beendete das Klingeln eines mehrfach gegen die Kaffeetasse des Mitarbeiters geschlagenen Teelöffels unser Gequatsche. Er bedankte sich für unseren Besuch und war zuversichtlich, dass wir nun besser wüssten, dass seine Bank mehr sei als eine Geldsammelstelle, sondern eine Institution des Finanzwesens der Bundesrepublik mit vielfältigen Karrieremöglichkeiten. Dann verließ er uns und als auch das letzte Stück Kuchen vom Café Kreuzkamm an der Maffeistraße verspeist war, holten wir unsere Mäntel und Jacken von der Garderobe in der Schalterhalle und verließen die Bank durch den Ausgang zum Promenadeplatz und der Straßenbahnhaltestelle mit Blick auf das hellerleuchtete Hotel Bayerischer Hof und den Portier in dunklem Mantel und Zylinder auf dem Kopf vor dem Eingang. Die Temperatur war nah am Gefrierpunkt, es war feuchtkalt und die Luft roch nach verbrannter Kohle. Ich ging zu Fuß über den Platz zurück zum Bahnhof. Das war kostenlos und fast genauso schnell wie mit der Trambahn und Umsteigen am Stachus. Auf dem Weg zum Holzkirchner Bahnhof dachte ich über das Angebot der Bank nach. Ich fand es ‚plausibel‘. Als ich aber in Ebenhausen beim Abendessen davon berichtete, ärgerte ich mich über meine Geschwätzigkeit. Bankangestellter mit mittlerer Reife aus Angst vor dem Abitur? Mutti reagierte pragmatisch, aber deutlich: „Eins nach dem anderen: Erst die Versetzung, dann die Optionen.“

Am Samstag ging das Leben weiter. Als ich nach der Schule nach Hause kam, war Wölfi da. Nach dem Essen gingen wir zum Friseur in der Gartenstraße nahe der Apotheke, danach auf ein Bier im Wirts-



saal des Gasthofs zur Post. Später haben wir zu Hause Boden ausgelegt und nach dem Abendbrot sind wir wieder in die Post Lichtspiele neben dem Gasthof gegangen und haben uns den Film „Drei Männer im Schnee“ angeschaut. Er war in schwarz-weiß, wurde vor ein paar Jahren produziert und basierte auf einem Schauspiel von Erich Kästner von 1934, dem Mann, der auch die Bücher zu den Filmen „Emil und die Detektive“ und das „Fliegende Klassenzimmer“ geschrieben hatte. Ich hatte beide schon gesehen, aber dieser Film war nicht über Schulkinder, sondern Männer, die sich in einem Grand Hotel treffen. „Der exzentrische und gutmütige Geheimrat und Millionär Tobler will die Menschen studieren. Er beteiligt sich unter dem Namen Eduard Schulze an einem Preis-ausschreiben seiner eigenen Firma, der weltbekannten Putzblank-Werke. Schulze gewinnt den zweiten Preis: einen zehntägigen Aufenthalt im Grandhotel zu Bruckbeuren in den Alpen. Dorthin fährt Tobler/Schulze,

um zu erleben, wie die Menschen eines Grandhotels auf einen armen Schlucker reagieren. Als Begleiter nimmt er seinen langjährigen Diener Johann mit, der während des Hotelaufenthalts einen reichen Reeder zu spielen hat. Toblers besorgte junge Tochter Hildegard bereitet das Hotel noch vor seiner Abfahrt heimlich auf den Besuch des verkleideten Millionärs und dessen Gewohnheiten vor, kommt jedoch nicht mehr dazu, den Namen zu nennen. Fälschlicherweise wird Dr. Fritz Hagedorn, ein arbeitsloser Werbefachmann, der in der Verlosung den ersten Preis gewonnen hat, für den reichen Mann gehalten und entsprechend verwöhnt. Tobler hingegen wird in eine kleine Dachkammer ohne Heizung gesteckt, vom Personal schikaniert und zu Gelegenheitsarbeiten herangezogen. Schon am ersten Tag schließt er Freundschaft mit Hagedorn, obwohl das entsetzte Personal jegliches Gespräch zwischen den beiden zu verhindern versucht. Hildegard wird von Johann über die Verwechslung und ihre Folgen informiert. Sie hält es zuhause nicht mehr aus und erscheint in Begleitung von Toblers Hausdame, Frau Kunkel, die sie als ihre Tante Julchen ausgibt, im Hotel, um nach ihrem Vater zu sehen. Fritz verliebt sich in Hildegard ‚Schulze‘ und die beiden schmieden heimlich Hochzeitspläne.“ Der Film war eindeutig eine Komödie. Er bezog seine Spannung aus dieser Verwechslung und es dauerte bis auch der letzte lachte, nämlich Tobler selbst, als er das Grandhotel kaufen wollte, um sich an den Angestellten zu rächen, die ihn so unsensibel behandelt hatten. Es stellte sich heraus, dass ihm das Hotel bereits gehörte. Nachdem der Witz mit Anlauf im Ziel gelandet war, verließen Wölfi und ich das Kino und beendeten den Abend wie viele Zuschauer mit einem Bier im Wirtssaal des Gasthof Post. Gegen 11 Uhr nachts sind wir wieder zu Hause und treffen auf Kristine Peterson mit Freundinnen. Sie waren gekommen, um morgen, wenn wir nach Murnau fahren auf Jan aufzupassen. Wir tratschen noch und trinken Apfelsaft. Um 12 sitze ich in der Badewanne, um 2 geh ich schlafen. Am zweiten Adventsonntag stehe ich um 9 auf, gehe nach dem Frühstück spazieren und quäle mich bis zum Mittagessen durch den fünften und letzten Aufzug von Friedrich Schillers Drama „Maria Stuart“. Nach dem Mittagessen trage ich die Inhaltsangabe des letzten Aufzugs mit blauer Tinte in mein Deutschheft ein.

„1. Auftritt: Die Amme Kennedy berichtet dem Freund Melvil über den Zustand Marias, die durch das Urteil nicht gebrochen ist, sondern über den treulosen Leicester weint und auf die Befreiung durch Mortimer wartet. – 2. Auftritt: Melvil bringt Marias Kammerfrau Kurl Kunde von ihrem Mann, der als falscher Kronzeuge gegen Maria ausgesagt hat. – 3. Auftritt: Burgoyn bereitet das Erscheinen Marias zur Hinrichtung vor. – 4. Auftritt: Die zweite Kammerfrau äußert den Wunsch Marias, zum Gebet allein gelassen zu werden. – 5. Auftritt: Marias Kammerfrau Kurl, die in der Küche einen Becher Wein für Maria geholt hat, ist erschüttert vom Anblick des Schafotts, das im Saal aufgebaut wurde. – 6. Auftritt: Maria erscheint in Freude auf die Ewigkeit. Sie benennt Melvil ihre letzten Wünsche in einem Testament und nimmt Abschied von ihrer Dienerschaft. – 7. Auftritt: Maria sieht ihre Hoffnung auf einen Priester enttäuscht, da gibt sich Melvil als solcher zu erkennen. Sie empfängt aus seiner Hand Absolution und Kommunion. – 8. Auftritt: Burleigh erhält die letzten Aufträge Marias zur



Ausführung ihres Testaments. Sie bittet Elisabeth, Paulet und Burleigh um Verzeihung. – 9. Auftritt: Marias Bitte, daß Hanna sie auf Schafott begleitet, gewährt Burleigh, bevor sie hinausgeführt wird. – 10. Auftritt: Leicester bereut seine Tat und entschließt sich der Hinrichtung nicht beizuwohnen. – 11. Auftritt: Elisabeth ist beunruhigt und sieht, daß sie ihr Werk nicht rückgängig machen kann. – 12. Auftritt: Ein

Page berichtet, daß Leicester und Burleigh abgereist sind. Elisabeth schickt den Pagen zu ihren Beratern Shrewsbury und Davison. – 13. Auftritt: Auf die Nachricht Talbots, daß der Mann ihrer ersten Kammerfrau Kurl seine Aussage widerrufen hatte, veranlasste Elisabeth, daß eine Nachuntersuchung durchgeführt wird. – 14. Auftritt: Davison musste zugeben, das Urteil aus der

Hand gegeben zu haben. Dadurch kann Elisabeth alle Schuld auf Davison schieben. – 15. Auftritt: Elisabeth fordert Gericht über Davison und verbannt Burleigh. Talbot quittiert seinen Dienst und kurz darauf erfährt sie, daß Leicester nach Frankreich ausgereist ist. Jetzt ist sie die Königin von England und ganz allein.“

Meine Inhaltsbeschreibung von Schillers Drama war damit nach über einem Monat beendet. Es war nicht die Aufgabe einer Inhaltsbeschreibung den Fragen nachzugehen, die sich nach der Lektüre stellten. Ich hatte weder die Absicht oder die Fähigkeit „die künstlerische Absicht und Eigenheit des Dichters darzustellen, d.h. über Charaktere usw. zu sprechen“, noch die Zeit. Es war drei Uhr Nachmittags. Am Sonntag, dem 8. Dezember war der Geburtstag von Tante Traudi und meine Mutter, Onkel Kreppel, Jahn, Klaus und ich machten uns zum ersten Mal seit unserem Umzug auf, um über Wolfratshausen, Geretsried, Königsdorf, Bichl, Sindelsdorf, Großweil und Schwaiganger nach Murnau zu den Wychgrams zu fahren. Es war noch hell und ab Königsdorf lag das Voralpenland unter einer



durchgehenden Schneedecke. Der Maria-Antonienweg war ohne Winterreifen nicht befahrbar und als wir angekommen waren und uns an der Kaffeetafel mit Panoramablick auf Heimgarten und Herzogstand versammelt hatten, wurde es bereits dunkel und statt der Berge sahen wir unsere

Penland House,
Old Road,
Lewisham,
London S.E.13.
9-12-63.

Mein lieber Burkhardt!

Sehr vielen Dank für die schöne Kette, die Du mir geschenkt hast und welche mir sehr gefallen hat. Bitte danke auch Frau Kreppel von mir und sage ihr daß ich sehr froh darauf bin. Ich trage sie oft und alle sagen wie schön sie ist. Ich danke Dir herzlich und auch für Deinen lieben Brief.

Jetzt freue ich mich auf Weihnachten. Am Freitag fahre ich wieder nach Hause und die Ferien dauern drei Wochen. Ich will nach Ebenhausen Weihnachten feiern aber es ist doch unmöglich. Zuerst habe ich nur drei Wochen und auf eine Woche muß ich im Postamt helfen, um Geld zu verdienen. Für zwei Wochen

Spiegelbilder auf den frisch geputzten Fensterscheiben. Es gab Kaffee und Kuchen, später habe ich „mit Renate und Sybille geblödel, es gab Schnaps und Abendessen, neun Uhr heim, elf Uhr im Bett.“

Am Montag war ich wieder pünktlich im ThG. Es war ein guter Tag: Meine letzte Lateinschul-aufgabe (Hannibals erstes Gefecht nach dem Alpenübergang) wurde mit einer 4 benotet und damit konnte ich leben. Der Schularzt war da. In der Musikstunde stand Vorsingen auf dem Programm. Jeder sollte ein Lied seiner Wahl singen. Ich entschied mich für „Am Brunnen vor dem Thore, da steht ein Lindenbaum, ich träumt in seinem Schatten so manchen süßen Traum.“ Nachdem ich alle sechs Strophen fast fehlerfrei vorgetragen hatte, lobte mein neuer Musiklehrer, Gymnasialprofessor Gärtner, meine Stimme und, da er auch den Schulchor leitete, bot er mir an, als Bariton Chormitglied zu werden. Da die Chorproben am Samstag von 12

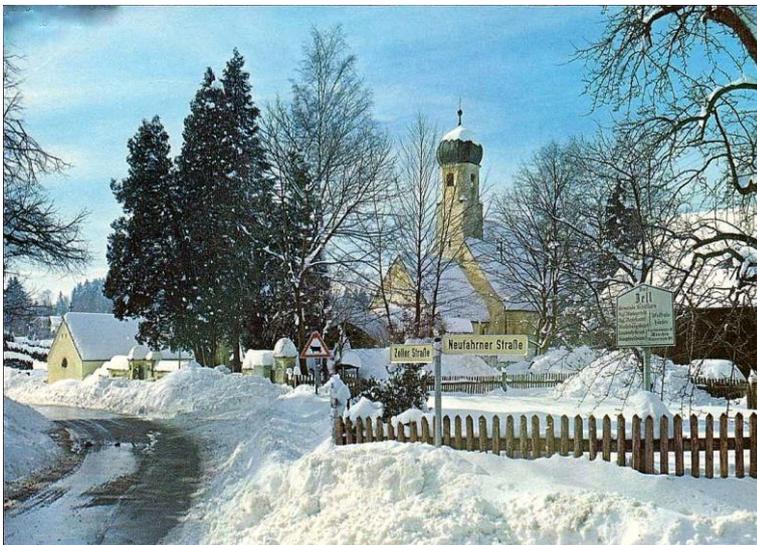
bis 13 Uhr stattfanden, fiel es mir nicht schwer seine Einladung anzunehmen. Ich verbarg meine innere Freude, sondern tat so, als hätte ich das erwartet. In meinem Kalender steht nur: „Singen Gut, Chormitglied!“ Die Freude verbirgt sich hinter dem Ausrufezeichen. Am Dienstag folgte ein

„vertrödelter Tag, der Planierdraht im Garten zugeschaut“. Es war aber eine Freude zu zusehen, wie die Erdhügel rings ums Haus geglättet wurden. Am ebenso „grauen, vertrödelten“ Mittwoch waren „Handwerker da“. Am „grauen, vertrödelten“ Donnerstag habe ich „Schiller gelesen und einen Brief von Shelagh“ erhalten. Die erste Seite (oben im Faksimile) geht weiter „lohnt es sich nicht, so eine lange Fahrt zu machen. Tut mir leid daß ich nicht fahren kann, aber ich möchte es gern. Zu Ostern muß ich bestimmt nach Frankreich fahren, weil ich kein Französisch kann. Ich fahre nur für drei Wochen ungefähr und dann habe ich im Sommer drei Wochen frei. Im Juli hoffe ich an der Universität Hamburg zu studieren, weil unser Kollegium für uns bezahlt. Es ist eine wunderbare Gelegenheit, wenn ich dahin gehen kann, aber es gibt viele Studenten, die gehen wollen, aber nur vier oder fünf, die gehen können. Dann habe ich noch zwei Monate frei und Du kannst nach Hamburg fahren und wir können zusammen nach England fahren. Sage mir, was Du darüber denkst. Aber es gibt noch viele Zeit (zu viele Zeit!)“

Jörg hat mir ein paar Bilder vom Hohenpeissenberg geschenkt und als ich sie sah, habe ich mich an alles, was passiert ist, erinnert. Ich wünschte dort wiederhinzufahren und ich war traurig daß es unmöglich war. Die Bilder sind sehr schön und das Haus scheint herrlich auch genau wie Kirche und der Wald und das Gasthaus auf dem Berg. Sie sind ein wirklich wunderbares Andenken. Also wie geht es Dir? Jetzt kannst Du ein bisschen auf Englisch schreiben, weil ich glaube, daß Du gut bist. Und ich weiß auch, daß Du immer fleissig arbeitest und Deine Noten nicht schlecht sind. Hier ist das Wetter sehr kalt aber wir haben keinen Schnee, keinen Regen und keinen Wind, nur Kälte. Es ist nicht wie Herbst.

Am letzten Freitag war ich in der Stadtmitte von London Einkäufe zu machen. Alle großen Läden waren festlich erleuchtet und alle Straßen waren voller Leute. Ich habe viele Sachen angeguckt aber nicht viel gekauft, weil alles so teuer war. Alles ist viel teurer in London als in Manchester. Am Sonntag bin ich ins Theater gegangen, aber es war nicht sehr gut. Vor zwei oder drei Wochen sah ich Die Repräsentantin. Hast Du davon gehört? Ich glaube das ist das beste Theaterstück, das ich je gesehen habe. Es war wunderbar und ich habe viel drüber nachgedacht. Sonst habe ich nicht viel gemacht. Ich arbeite seit lange jetzt und ich habe viel während der Ferien zu machen. Ich schicke Dir ein paar Briefmarken. Ich weiß nicht, ob Du die schon hast, aber Du kannst mir sagen, wenn Du sie nicht willst. Wie hast Du Dich verändert? Du mußt mir ein Bild schicken, so daß ich Dich sehen kann. Ich will nicht, daß Du Dich veränderst. Nun, wie Du sagst, bin ich zwanzig Jahre alt. Ich fühl mich aber nicht so alt – es scheint mir so furchtbar alt zu sein und ich will es nicht. Los, ich muß jetzt diesen Brief beenden, weil ich gleich eine Stunde habe. Noch einmal sehr vielen Dank an Deine Mutter und an Dich für das Geburtstagsgeschenk und grüße bitte die Familie herzlich von mir. Alles Gute und viele liebe Grüße und Küsse von Deiner Shelagh“

Ich war baff. Dieser Brief wurde am Montag dem 9ten abgestempelt und am 12ten Dezember in Ebenhausen zugestellt und noch nie hat mir jemand einen so langen Brief geschrieben und schon gar



nicht eine Engländerin in deutscher Sprache. Aber das war nicht das, was mich verduzte. Es war das Rendezvous wie die feinen Franzosen ein Stelldichein nennen. Ende Juli soll das in Hamburg, rechtzeitig mit dem Beginn der Sommerferien, stattfinden. Dann hat sie noch zwei Monate frei und nimmt mich mit nach England. Ich war nicht im siebten Himmel, aber im fünften. Ich versteckte Shelagh's Brief in meinem Physikbuch und beschloss mit niemandem darüber zu reden. Am Freitag waren die Straßen vereist und in der Schule

erwartete mich ein Desaster: „Deutschschulaufgabe schlecht! Zu Hause werden Einbauschränke für mein Zimmer eingepasst. Bis nachts ½ 11 hat Jörg mein Englisch abgefragt.“ Die zweite Englischschulaufgabe fand am Samstag statt. „Es schneit den ganzen Tag. Kreppels waren da, ich habe geholfen, gelesen, Radio gehört, Streit gehabt.“ Ich wollte den Ehemann meiner Mutter nicht mehr Onkel Kreppel, sondern künftig mit seinem Vornamen Otto ansprechen. Wir einigten uns schließlich darauf und schüttelten uns die Hände. Es war nicht nur leichter auszusprechen, sondern das bedeutete mir viel. Er war jetzt mein älterer Freund und kein Onkel wie der Bruder meiner Mutter. Ich hatte in den acht Jahren viel mit ihm erlebt. Er hat mich inspiriert und Halt gegeben, aber ich hatte nicht erwartet, dass er mein Stiefvater würde. Ich wollte weder den Stiefvater noch den Onkel, sondern den Menschen, mit dem ich die Jahre bis zu meiner Volljährigkeit unter dem Dach meiner Mutter leben musste. Er hätte vielleicht gar nichts dagegen, wenn ich mich dafür entscheiden würde Bankkaufmann zu werden. Aber er beteiligte sich nach dem eindeutigen Nein meiner Mutter auch nicht an einer möglichen Debatte. Unser Händedruck könnte von Schiller sein, der immer noch in meinem Kopf rumspuckte. Sie war die Königin, der wir beide gehorchen mussten. Es war bereits spät als wir uns die Hände gedrückt hatten, trotzdem machte ich einen „Abendspaziergang“ in der Dunkelheit. Dunkel war es, weil bald Neumond war. Es war eisig kalt, wolkenlos und der Himmel voller Sterne. Ich sah zum Himmel, dachte an Shelagh und nach der Rückkehr schrieb ich ihr einen Weihnachtsbrief, den ich am Sonntag nach dem Frühstück zu Fuß auf notdürftig geräumten Fahrstreifen zwischen Schneewällen bei strahlendem Sonnenschein und eisiger Kälte zum Briefkasten am Postamt Ebenhausen brachte.



Es gibt keine Kopie, aber ich weiß, dass ich ihr schrieb, wie sehr ich mich darauf freue, sie wieder in meinen Armen zu halten, zu küssen und voller Liebe an mich zu drücken. Ich versprach ihr alles zu tun, damit sich das ereignet und ich das auf die Reihe kriegen würde. Vertrau mir! In Liebe. Der Brief war nicht sehr lang. Vielleicht war es auch eine Postkarte in einem Kuvert. Ich war ganz beschwingt als die Klappe des Briefkastens zufiel. Dann lief ich in der Hoffnung, dass meine Antwort in wenigen Tagen in London ankommt durch den Schnee nach Hause. Im Kalender steht dann „gestrichen, Kaffee, Ruth aus Simbach da, Abendessen, spazieren, traurig“. Gestrichen heißt, dass ich begonnen hatte, die Schrankwand aus unbehandeltem Holz mit Klarlack zu grundieren. Ruth war ein der Haustöchter der Mutter. Aber warum war ich nach dem Spazieren traurig? Ich hatte zwei Stunden gebraucht, um die Rückwände der zwei Schränke zum Doppelzimmer und die Türen auf der Seite meines Zimmers mit Klarlack zu bepinseln. der nun trocknete. Erst nach 12-14 Stunden konnte eine zweite Schicht aufgetragen werden. Der Klarlack roch etwas merkwürdig. Später habe ich mit Ruth an der Kaffeetafel gesessen. Nach dem Abendessen war ich spazieren. Als ich zurück-kam, waren alle Türen zur Diele geschlossen und ich ging direkt zu meinem Zimmer am Anfang des Ganges im Seitentrakt. Durch den Einbau der Kleiderschrankwand zwischen dem Doppelzimmer und meinem Einzelzimmer wirkte dieses noch enger als zuvor. Es war nur Platz für meinen etwa einen Meter breiten Arbeitstisch mit Stuhl, ein ebenso breites Bett, ein Regal und einen zweiten Stuhl. Es gab eine Deckenleuchte und eine Nachttischlampe die ich auch als Schreibtischlampe benutzte. Gegenüber der Schrankwand aus hellem Holz, das ich vor wenigen Stunden mit Klarlack bepinselte, hatte Otto über dem Bett ein gerahmtes Bild aufgehängt. Es hing im Holzzimmer des Kurheims. Einer der

Patienten des Großvaters hatte die Aussicht aus dem Zimmer Nr. 1 im ersten Stock gemalt. Das Aquarell selbst war etwa 35x45 cm groß und das gerahmte Bild hinter Glas, in einem beigen Passportout mit schmalen Rahmen aus dunklem Holz mit abgerundeter Kante, war 50x60 cm groß. Ich freute mich darüber, dass Otto mir das zugedacht hatte, aber zugleich löste die Erinnerung an diese Aussicht in mir melancholische Gefühle aus. Sein neugebautes Haus hatte keinen ersten Stock.

Ob es am Einspruch des Kreisbaumeisters oder an den Kosten scheiterte, spielte nun keine Rolle mehr. Die ersten Pläne, die von Horvath vor über einem Jahr nach Hohenpeißenberg gebracht hatte, zeigten ein Haus mit Walmdach und Fenstergauben im ersten Stock. Dieser Plan wurde vom Kreisbaumeister abgelehnt, weil es nicht zu dem Haus des Nachbarn



passte, der auf dem Grundstück vor dem unsrigen an der Zellerstraße einen Bungalow gebaut hatte. Nachdem Ottos Plan wie vor wenigen Jahren sein Umbauplan des Kurheims in Hohenpeißenberg gescheitert war, suchte er einen neuen Architekten, denn die Zeit drängte. Er fand Herr Ensslin, einen Mann mittleren Alters, der ein schickes Auto fuhr: Einen neuen VW Karmann Ghia 1500. Wer so ein Coupe fuhr, war entweder Junggeselle oder seine Kinder waren schon aus dem Haus. Ich habe es nie erfahren, aber Herr Ensslin hat Otto wohl davon abgehalten, sich nicht mit dem Kreisbaumeister anzulegen, den ersten Stock unter dem Walmdach zu vergessen, und, anstatt dessen, wie die Nachbarn, einen Bungalow zu planen. Dadurch hatte sich allerdings der Baubeginn um einige Monate verzögert und ein Umzug ins neue Haus wäre erst nächstes Jahr möglich geworden. Aber auch dafür fand Architekt Ensslin eine Lösung: Ein Fertighaus aus Holzbauteilen. Dem Flachbau fehlte aber nicht nur die Weite des Blicks aus dem ersten Stock, sondern er belegte mit Terrasse und Umgängen, Zufahrt und Treppenanlage zu den Eingängen auf der Rückseite etwa die Hälfte der Fläche der ohnehin kleinen Grundstückgröße von 1350 Quadratmetern. Aber jetzt war der Bungalow fertig, ich wohnte darin und vermisste nicht nur die Bergsicht, sondern auch die Möglichkeit im Haus einen Platz außerhalb meines Zimmers zu finden, an dem ich mich ungestört aufhalten konnte. Es gab nur ein Wohnzimmer mit überdachter Terrasse auf der Südseite, kein Lesezimmer, Holzzimmer, großes Esszimmer, leere Gästezimmer im ersten Stock oder einen Schuppen im Garten. Wahrscheinlich war ich deshalb traurig, weil ich etwas verloren hatte. Ich war etwa so traurig wie an dem Tag, an dem Mutti mir fest in die Augen sah und sagte, dass der Vater nicht zum Hohenpeißenberg zurückkehren wird und ich nun tapfer sein müsse. Trauer schmerzt, Melancholie tut nicht weh. Vielleicht kommt sie erst nach der Trauer.

Am Montag, dem Beginn der letzten Schulwoche des Jahres, war etwas passiert, was mir eigentlich schnurz war: Der erste Präsident der Bundesrepublik, Theodor Heuss, war 12. Dezember in der letzten Woche gestorben. Er war etwa so alt wie mein Großvater, aber der war schon seit über zehn Jahren tot. Ich kannte ihn ebenso wenig wie Enno Wychgram. Vielleicht waren sie sich begegnet. Wie auch immer, ich mochte ihn wie Konrad Adenauer oder den Vizekanzler, der sich gern mit Ritterkreuz und Fliege zeigte. Laut meiner Mutter war er ein Freund unseres Vaters. Erich Mende sah aus, wie ihr Freund Fred Bieger, der in den fünfziger Jahren Hertha Warenburg aus München-Bogenhausen geheiratet und uns oft allein oder mit ihr in Hohenpeißenberg besucht hatte. Er hatte ebenso rabenschwarzes Haar, war nicht sehr groß, aber wirkte sehr anziehend auf Frauen, weil er Charme und Witz hatte, sich vielsprachig ausdrücken konnte und ein Lebemann war, der immer eine gute Figur machte, Geschmack und beste Beziehungen zu den Amerikanern hatte. Wie auch immer, Heuss war der erste Staatspräsident der Bundesrepublik Deutschland (West), er wurde nicht ermordet, sondern starb friedlich nach fast 80 Jahren im Ruhestand. Staatstrauer wurde verkündet und auch unser Klassenleiter Dr. Edmund Heinz folgte der Anordnung, diese im Unterricht zu vermitteln. Laut Kalender tat er das am Montag den 16ten Dezember des Jahres. Mein Kalender enthält den Eintrag „Heuss Rede von Heinz polemisch, schneit, heim, gelesen, HÜ, Mathe 4.“ Vier Tage später am Freitag begannen die Weihnachtsferien. Es war noch immer



arschkalt - minus 10 Grad zur Mittagszeit. Das hielt mich nicht davon ab, die letzten zwei Schulstunden des Jahres 1963 zu schwänzen und am Kreuzhof an der Bundesstraße 2 Richtung Garmisch mit meinem goldenen Daumen, um eine Mitfahrgelegenheit nach Weilheim zu betteln. Um 11 Uhr bin ich dort im Café Pfaffenwinkel angekommen und traf meine Schulfreunde der letzten Jahre. Gegen 6 Uhr sangen wir „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumos“ wie in einem Film mit Heinz Rühmann. Wir hatten nicht viel getrunken außer einem Liter Bier und ein paar Schnäpsen, bevor wir uns auf den Weg nach Hause machten. Zuvor spülten wir noch gurgelnd unsere Zähne und kauten im Anschluss noch ein paar amerikanische Kaugummistreifen. Selbst Pater Wolfram wäre nicht in der Lage uns Alkoholgenuss nachzuweisen und auch nicht unsere Erziehungs-bevollmächtigen. „Hauch mich mal an!“ Die Amis wussten schon, warum sie dauernd Gummi kauten. Der beste Geruchskiller war Dubble Bubble Gum. Der roch wie Rohrreiniger, aber erstickte gnadenlos jeden Geruch. Mein goldener Daumen brachte mich um 19 Uhr zurück nach Wangen an der Olympiastraße nördlich von Starnberg. Im Kalender steht „zu Fuß heim“. Es schneite nicht, der Himmel war wolkenlos und die Sterne gut sichtbar, aber vier Tage nach dem Neumond war die Nacht entsprechend dunkel. Ich wanderte acht Kilometer durch Schnee und Eis bei 10 Grad Minus von Wangen, an Fercha vorbei, nach Neufahrn und von dort auf dem Feldweg zur Waldkapelle und durch den Wald dahinter zur Zeller Kirche, die so verschneit war wie auf dem Foto weiter oben. Es hatte noch nicht getaut und die Wege und Straßen waren nicht gestreut. Wahrscheinlich war ich nach meiner Ankunft bettreif. Der nächste Eintrag im Kalender ist vom Samstag: „Ganzen Tag gearbeitet, abgewaschen, aufgeräumt, gestrichen. Abends mit Wölfi zum Café Hubertus, Fritzi kommt dazu. Wir feiern Ferienbeginn. Mitternacht ins Bett.“ Damals waren die Fensterrahmen dran. Zweiter Anstrich.

Am Sonntag hatte ich einen „Kater, war spazieren, habe gestrichen und gelesen. Das Wetter war trist.“ Am Montag gab es Sonne und ich habe weiter gestrichen und gelesen. Abends waren wir im Kino und haben uns den Film „Am Ende aller Wege“ angesehen. In dem französischen Gerichtsfilm von 1963 jagt die Kripo zwei Kindsentführer und Mörder, fängt jedoch beim Durchsuchen eines Leuchtturms bei Saint Tropez an der Cote Azur drei Verdächtige ein. Jeder von ihnen behauptet, er sei unschuldig. Da es Polizei und Gericht nicht gelingt, den Nichtbeteiligten unter den dreien herauszufinden, werden alle freigesprochen. Ich fand den Film „sehr gut“. Wahrscheinlich, weil er zeigte, wie schwierig es ist den Rechtsgrundsatz in ‚dubio pro reo‘ wider das gesunde Volksempfinden durchzusetzen. Der Grundsatz, ‚Im Zweifel für den Angeklagten‘, wird nicht bei der Beweiswürdigung angewendet, sondern erst dann, wenn nach abgeschlossener Beweiswürdigung noch Zweifel verbleiben. Das taten die Richter als sie Sokrates zum Tode verurteilten. Sie hatten keine Zweifel mehr und Sokrates protestierte nur gegen die Begründung des Todesurteils (verderblicher Einfluss auf die Jugend und Missachtung der Götter) aber verzichtete darauf, sich dem Urteil und seiner Vollstreckung zu widersetzen oder durch Flucht zu entziehen. Dass er der einzige ‚Verdächtige‘ war, mag die Urteilsfindung erleichtert haben.

Am nächsten Tag war es wieder eiskalt und grau. Ich habe um 9 gebadet, um 10 gab es Frühstück, danach gingen Otto, Wölfi und ich in den Wald auf dem unbebauten Grundstück auf der Nordseite des Hauses, suchten einen zwei Meter hohen Tannenbaum aus, sägten in ab, schafften ihn nach Hause und steckten ihn in den gusseisernen Christbaumständer, der mit uns umgezogen war und platzierten ihn zwischen Klavier und Sekretär im Wohnzimmer. Später hat Otto seine selbstgebastelte Krippe mit Stall und Figuren am Fuß des Baumes aufgebaut. Mutti und Klaus haben unsere selbstgebastelten Sterne aus Stroh und gefaltetem Glanzpapier an seine Äste gehängt. Dann wurden Klemmhalter für rund dreißig rote Kerzen angesteckt und wie immer gab es kein Lametta und nur wenige glänzende Weihnachtskugeln. Dann wartete ich in meinem kleinen Zimmer auf die Bescherung am ersten Heiligabend im neuen Haus, das viel weniger Räume hatte als das Alte. Es war ein Neubau ohne Geschichte. Alle Brüder waren zwar anwesend, aber es fehlte an Atmosphäre und es gab nicht einmal das übliche Familienfoto. Im Kalender steht: „19 Uhr Bescherung lahm, Essen gut, bin total erkältet, 23 Uhr im Bett. Unter den Geschenken waren zwei Unterhosen, ein Buch von Tante Traudi, eine Krawatte von Tante Manna, ein Schlüsselbund von Shelagh, 50 M von Papu, 3 M von Opa.“ Den ersten Weihnachtsfeiertag verbrachte ich krank, lesend und melancholisch im Bett. Am zweiten Weihnachtsfeiertag war es nach wie vor eiskalt, aber die Sonne schien und es ging mir besser. Fritzi hatte Besuch von seinem Freund Karl August aus Opladen. Nach dem Mittagessen hat



uns Wölfi zu einem Spaziergang nach Icking mitgenommen. Die Außenterrassen des Gasthof Alpenblick waren im Winter geschlossen. Dort standen weder Tische noch Stühle wie auf der Postkarte, aber die Alpen konnte man auch durch die Fenster der großen Gaststube sehen. Da saßen wir und tranken eine Halbe Bier mit Fritz, der aus Opladen kam, wo er Papu's Zustimmung zu seinem Plan erhielt, bis zum Abitur bei Tante Manna in Berlin zu wohnen. Er war dementsprechend gut gelaunt und lud Wölfi, Karl und mich nach dem Abendbrot zum Feiern im Café Hubertus ein. Das konnte ich

nicht ablehnen, obwohl ich ahnte, dass es böse enden würde. Von acht bis halb elf hatten wir dort drei halbe Biere getrunken. Dann mussten wir nach Hause. Wir hatten mit Otto vereinbart, um elf wieder im Haus zu sein, was wir auch taten. Fritz hatte eine Flasche Schnaps in seinem kleinen Reisekoffer und nahm uns mit in das Zimmer hinter der neu installierten Schrankwand, in dem er nun als Gast nächtigte. Das Zimmer hatte sogar eine Tür zum Garten. Aber er verzichtete darauf, um bei Tante Manna in West-Berlin zu leben. Der Schnaps, einen mit Wachholder aromatisierten Korn aus Westfalen, den er oder Karl August aus Opladen mitgebracht hatte, schmeckte weder nach Schinken noch nach Korn, sondern widerlich und da wir kein Bier hatten, um nachzuspülen rannten wir gegen Mitternacht noch schnell zum Gasthaus Post, das bis ein Uhr geöffnet war, um ein paar Flaschen Bier an der Straßenschänke zu-zu kaufen. Das Bier machte es jedoch nicht besser. Laut Kalender war ich danach besoffen und habe gekotzt. Das lag aber möglicherweise nicht am Schinkenhäger, sondern am lauwarmen Bier. Vielleicht mussten beide Getränke eiskalt sein, wenn sie eine bekömmliche Wirkung entfalten sollten. Im Schlafzimmer durfte nicht geraucht werden und auf der Terrasse von Fritz's Zimmer, das er nie beziehen würde, war es arschkalt. Fritz war auch gekommen, um seine Skier abzuholen, obwohl es in Berlin keine Berge gibt. Am nächsten Tag machten er und sein Freund sich jedenfalls auf, um in Zell am See im Bundesland Salzburg Ski zu fahren.

An diesem Freitag bin ich um zehn Uhr mit dem Zug nach Hechendorf am Pilsensee zu Michael Ehrengut gefahren. Wir haben uns unterhalten, Musik gehört, dann gab es Abendessen. Mit dem Zug zurück nach München, 22 ½ daheim. Am Samstag nach dem Essen habe ich Otto's Auto gewaschen. Es schien mir wichtig, obwohl überall Schnee lag. Vielleicht deshalb. Zum Kaffee kam Onkel Hayo nach Ebenhausen. Er hat mich später nach Murnau mitgenommen. Frau Jerschke feierte Neujahr bei ihrer anderen Tochter irgendwo in Westdeutschland und ich durfte wieder in ihrem chinesischen Wohnzimmer übernachten. Diesmal wirkte der goldene Mistelzweig an der Decke und die Feuer speienden Rachen der Drachen fast beruhigend. Inzwischen war so viel passiert, aber bei Onkel Hayo fühlte ich mich wie zu Hause. Seit unserem gemeinsamen Besuch von Tante Manna im Sommer in Berlin, hatte sich viel verändert. Nach dem Tod unserer Großmutter war nun auch ihr Haus am Hohen-peißenberg verkauft. Die Cousinen liebten Oma und ihren Berg und vermissten wie ich die Vergangenheit. Wir wussten, dass das Leben nicht rückwärts geht, aber mit Ebenhausen konnten sie nicht viel anfangen. Beide waren keine Streber, hatten aber sehr gute Noten. Sie waren talentierte Wychgrams. Die Ehe ihrer Eltern war nicht geschieden. Ihr Erziehungsberechtigter war keine Hausfrau, sondern der einzige Augenarzt in Murnau und Umland. Onkel Hayo war, neben unserer Mutter, der einzige Nachfahre einer der ostfriesischen Familien, die es im deutschen Kaiserreich in Berlin zu Ansehen und Wohlstand ebracht hatte. Die Mädchen wussten das inzwischen so gut wie ich. Wir ahnten aber, dass die Zukunft, in die wir in der Bundesrepublik Deutschland hineinwachsen, eine ganz andere war als die vor achtzig Jahren. Aber damals wie heute gab es Regeln, die einzuhalten waren. Zum Beispiel: Kein Sex vor der Ehe. Wenn es trotzdem dazu kam, gab es nur die Wahl zwischen Zwangsheirat, Aussetzung oder illegaler Abtreibung. Meine Cousinen hatten kein Problem darüber zu reden, obwohl es für sie weniger abstrakt war wie als für mich. Ich hatte ja keine Monatsblutung, sondern nur gelegentliche nächtliche Samenergüsse. Sie aber hatten seit einiger Zeit

eine monatliche Blutung, die sie ‚Periode, Regel oder meine Tage‘ nannten. In Onkel Hayos Buch zu ‚Geschlecht, Liebe, Ehe‘ hatte ich gelesen: „Alle vier Wochen wird ein reifes Ei aus den Eierstöcken der Gebärmutter zugeführt Diese bereitet ihre Innenfläche zur Aufnahme des befruchteten Eis vor; die Schleimhaut schwillt an, wird blutreich, aufgelockert und wie ein gut gepflügtes Feld zur Saat bereit. Bleibt die Befruchtung aus, so wird die oberste Schicht dieser aufgelockerten Schleimhaut unter Blutung aus der Gebärmutter in die Scheide ausgestoßen.“ Wir drei lebten zwar keusch und bekamen keine rote Backen, wenn es um das Geschlecht ging. Trotzdem wagte ich es nicht, meine Cousinen zu fragen, was sie fühlten oder empfanden, wenn dieser Prozess in ihrem Geschlechtsteil stattfand. Nicht nur ich, sondern auch die beiden Mädchen hatten sich sichtbar geändert. Sie sahen nicht nur älter aus als sie waren, sondern hatten deutlich Spaß, wenn sie als Fräulein angesprochen wurden. Sie träumten nicht von einem Mann fürs Leben, aber waren dabei, sich vorzubereiten. Tante Traudi hat es mir ein Foto geschenkt, das vor sechs Monaten, Ende Juli 1963 in Tante Mannas Salon in Berlin aufgenommen wurde.. jetzt, kurz vor Sylvester, geschenkt. Renate und Sybille trugen damals zum ersten Mal neue, knielange und enge Röcke, Damenjacken und Pumps mit flachen Absätzen, die ihnen ihre Eltern für die Feier in Berlin gekauft hatten. Es gab kein Foto von mir, aber ich erinnere mich, dass ich damals eine schwarze Hose, einen blauen Blazer mit goldenen Messingknöpfen und schwarze Mokassins trug.

Die Sommerferien würden sie nächstes Jahr wieder mit ihren Eltern verbringen. Dieses Jahr hatten sie den August in einem Ferienhaus am Meer, nahe der Hafenstadt Wyk auf der Insel Föhr, hoch im Norden des Landes an der Grenze zu Dänemark, verbracht. Die Meeresluft wirkte lindernd auf Renates Astma. Deshalb plante Onkel Hayo für diesen Sommer eine Reise mit der Familie nach Athen und anschließenden Ferien am Meer. Davon erfuhr ich, als wir am Sonntag nach dem Mittagessen mit den Hunden zum Murnauer Moos wanderten. Die Landschaft hatte eine andere Atmosphäre als bei unserem letzten Ausflug vor dem Frühstück an Sylvester 1961. Diesmal lockerte die Mittagssonne die Wolkendecke etwas auf und öffnete den Blick auf den fast zwei tausend Meter hohen Berg *Hohe Kisten* zwischen Eschenlohe und Oberau im Loisachtal. Auch die beiden Whippets waren älter geworden. Von der Leine gelassen jagten sie diesmal nicht fliegend über den Schnee, sondern liefen tänzelnd im Schritt neben uns über die in Frost erstarrten Felder, als ob sie noch an der Leine hingen.



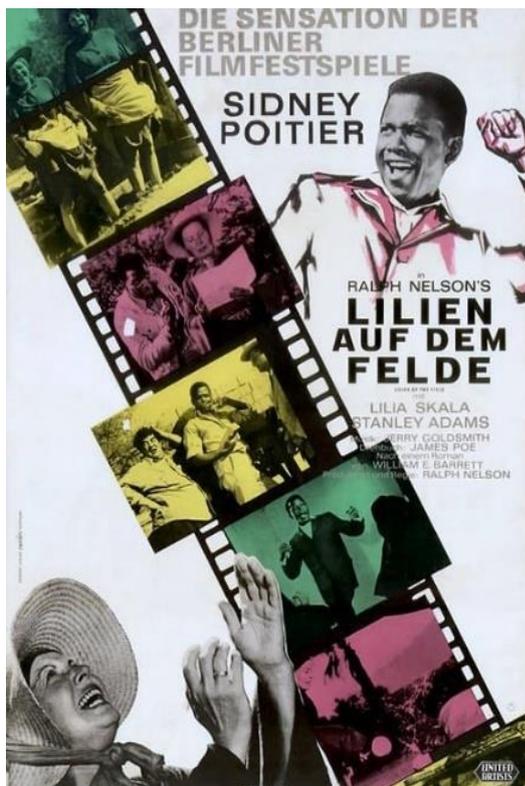
Kein Geräusch war zu hören. Wenn wir nicht redeten, herrschte, abgesehen vom Knirschen unserer Schuhe und dem Hecheln der Hunde, vollkommene Stille. Die Luft war so kalt, dass wir unseren Atem sehen konnten. Später kamen wir an eine Bank und setzten uns, um eine Zigarette zu rauchen und zu quatschen. Ich hatte bisher weder davon geträumt zu fliegen, noch daran gedacht. Das lag auch an meiner Höhenangst, die sich einstellte, sobald ich mehr als zehn Meter direkt unter mir nur Abgrund sah. Das geschah etwa, als ich auf die offene Aussichtsplattform des Rathauses in München trat, deren Umgang so eng war, dass mich die anderen Besucher so an die Brüstung drängten, dass mein Blick direkt auf den Marienplatz tief unter mir gerichtet war. Ich erstarrte und hatte das Gefühl, den Boden unter meinen Füßen zu verlieren und mit dem Oberkörper voraus auf den Platz unter mir zu stürzen. Als mich jemand schubste konnte ich gerade noch zurücktreten, mich an der Turmmauer festhalten und zum Ausgang zur Innentreppe raustasten. Als ich meinen Kusinen davon erzählte,

hielten sie ihr Lachen zurück, sondern kicherten wie früher. Dann sagte Renate: „Burkhardt, aus einem Flugzeug kann man nicht rausfallen“ und Sybille setzte nach: „Außerdem gibt es in einem Flugzeug auch viele Plätze ohne Fenster.“ Renate fügte hinzu: „Und wenn es wolkig ist, sieht man nur Wolken.“

Nach unserer Rückkehr gab es Kaffee und Kuchen mit Blick auf die schneebedeckten Berge, die nach kurzer Zeit im Dunkel verschwanden. Später haben wir Radio gehört, waren Milchholen beim Bauern am Ende des Maria-Antonien-Wegs. Es gab Abendessen und Spiele. Der Montag verlief ähnlich, aber nach dem Abendbrot nahm mich die Familie mit ins Lichtspieltheater im Griesbräu an der Marktstraße. Es war Ferienzeit und das Kino des Marktflecks im bayerischen Oberland war selbst am Montag gut besucht. Das lag vielleicht auch daran, dass Murnau zu achtzig Prozent katholisch und der Film ab sechs Jahren zugelassen war. Vielleicht hatte auch die Kirchenzeitung den Besuch empfohlen. Jedenfalls hatten Renate und Sybille die Vorschau gesehen und es geschafft Onkel Hayo zu überreden, diesen Film anzusehen. Sie, wie auch ich hatten „Flucht in Ketten“ vor zwei Jahren gesehen. Sidney Poitier wurde 1959 für seine Rolle als Noah als bester Hauptdarsteller nominiert, aber der Oscar ging dann 1960 an Charlton Heston für seine Rolle in „Ben Hur“. Der Film wurde mit insgesamt zehn Oscars ausgezeichnet. In diesem Film spielte Sydney Poitiers Noah und Tony Curtis John. „Bei einem Unfall während eines Gefangenentransports gelang es Noah, einem etwa dreißig Jahre altem Schwarzen mit losem Mundwerk und der Überzeugung, alle Weißen seien arrogant und ungerecht, und John, einem gleichaltrigen von sich überzeugten Weißen, der auf Schwarze herabblickt, zu fliehen. Da ihre Handgelenke mit einer Kette aneinandergefesselt waren, konnten sie nicht voreinander weglaufen, sondern mussten sich arrangieren, bis sie die Fessel lösen konnten. Sie rannten weg von der Polizei und entkamen im Dickicht einer schwer zugänglichen Wildnis. Sie müssen einen reißenden Fluss durchqueren und sich später aus einem Wasserloch retten, bevor sie ein verschlafenes Dorf erreichen. Auf der Suche nach einem Werkzeug, um die Fessel zu durchsägen brechen sie in ein Haus ein. Der Lärm weckt die Anwohner. Sie eilen bewaffnet auf die Straße und nahmen sie nach kurzer Jagd fest. Sam, der Dorfälteste, verhinderte einen Lynchmord durch die aufgebrachte Menge und verhalf den Gefangenen heimlich zur Flucht. Sie gelangten zu einer Farm, die nur von einer Frau und ihrem etwa 12 Jahre alten Sohn Billy bewirtschaftet wurde. Dort erhielten sie Essen und konnten sich von der Kette befreien. Johns Arm hatte sich wegen der Fesselung entzündet, er hatte Fieber. Während die Frau ihn pflegte, kamen sie einander näher. Sie suchte verzweifelt einen Mann und überredete John dazu, mit ihr und Billy zu fliehen und Noah, den auch sie wegen seiner Hautfarbe verachtete, sich selbst zu überlassen. Noah überraschte die beiden in diesem Gespräch, war jedoch schließlich damit einverstanden, allein weiterzugehen. Die Farmerin packte ihm Proviant ein und beschrieb ihm den Pfad durch einen Sumpf zur nächsten Eisenbahnlinie. Als Noah verschwunden war, erzählte sie John freudig, dass ihrem Glück nun nichts mehr im Weg stehe. Sie kenne den Weg durch den Sumpf. Noah würde darin umkommen. Dann könne er John nicht mehr verraten. Angewidert stieß John die Frau von sich, worauf er von Billy angeschossen wurde. John eilte Noah nach, holte ihn ein, berichtete ihm vom bösen Plan der Frau und sie erreichten gemeinsam die Bahnstrecke, die Noah gesucht hatte. Dort schaffte er es, auf einen durchfahrenden Zug zu springen, doch es gelang ihm nicht, den geschwächten John zu sich heraufzuziehen. Als John am Bahndamm zurückblieb, sprang auch Noah wieder vom Zug und stürzte mit dem völlig entkräfteten John im Arm über einen Hang direkt vor die von Sam angeführte Truppe aus Polizisten und bewaffneten Einwohnern, die sie mit Pferden und Kutschen verfolgt hatte. Sam forderte die Truppe auf zu warten und ging zu den beiden Männern. Im letzten Bild sieht man John mit geschlossenen Augen leblos in den Armen von Noah. ENDE



„Lilien auf dem Felde“ wurde auf den Internationalen Filmfestspielen in Berlin im Juni 1963 uraufgeführt. Sidney Poitier gewann für seine Rolle als „Homer“ den silbernen Bären der Berlinale. Mein Kommentar in meinem Katholischen Kalender war kurz: „Nett“. Inhaltsangabe: „USA im Jahr 1962: Homer Smith, ein junger, schwarzer Handwerker, reist mit einem riesigen Plymouth Kombi durch Arizona. Eines Tages hält er, weil er Kühlwasser braucht, an einer kleinen Farm. Er trifft dort auf fünf Nonnen, die aus Deutschland, Österreich und Bulgarien geflohen waren, um sich eine neue Existenz in Arizona zu schaffen. Die Oberin, Schwester Maria, sah in ihm den starken Mann, um den sie Gott gebeten hatte. Sie bittet ihn zu bleiben und für sie zu arbeiten. Sie konnte ihn überreden, Homer blieb, aber wollte am nächsten Tag weiterfahren. Abends begannen die deutschen Nonnen Englisch von Schallplatten zu erlernen, Homer kam hinzu half ihnen mit einem amüsanten Nachhilfeunterricht in Alltagsenglisch. Das tat er sehr anschaulich und die Nonnen folgten ihm mit vollem Einsatz. Diese deutsch-amerikanische Verständigung war sehr amüsant und meine Cousinen kicherten und lachten.“



Am nächsten Tag zeigte die Oberin Homer die Zeichnung einer Kapelle und einen Platz auf der Farm, auf dem er eine Kapelle bauen sollte, damit die fünf Schwestern nicht täglich zu Fuß zur weit entfernten Kirche gehen mussten. Homer lehnte das Angebot empört ab. Das sei viel zu groß für ihn. Er sei weder Bauunternehmer noch suche er Arbeit. Die Oberin reagiert kalt. Sie würde die Kapelle auch ohne ihn bauen, weil es Gottes Wille sei. Als er für Übernachtung und Frühstück bezahlen will, beschimpft sie ihn, lässt ihn stehen und geht zurück zur Farm. Homer fluchte etwas, aber dann bückte er sich doch, hob einen Balken hoch und begann mit dem Bau der Kapelle. Als er am Samstagabend die Oberin um seinen Wochenlohn bat und eine Stelle aus dem neuen Testament zitierte, um seinen Anspruch zu rechtfertigen, antwortet sie mit einem Verweis auf das Matthäusevangelium, Kapitel 6, Vers 28 „Und was sorgt ihr euch um eure Kleidung? Lernt von den Lilien des Feldes, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht.²⁹Doch ich sage euch: Selbst Salomo war in all seiner Pracht nicht gekleidet wie eine von ihnen.“ Statt einer Zahlung erhielt er von der Oberin eine Einladung zum Kirchengang am Sonntag-morgen. Homer protestierte. Er sei Baptist und würde nicht an einem katholischen Sonntags-gottesdienst teilnehmen. Stattdessen sah man ihn Sonntagvormittag am Tresen der Dorfwirtschaft, wo er vom Wirt Juan erfuhr, dass die Nonnen über die Mauer aus Ostdeutschland geflohene und mittellose Flüchtlinge waren. Am nächsten Tag verließ Homer die Nonnen, ohne seinen Lohn bekommen zu haben. Als er mit seinem Auto durch den

nächsten größeren Ort kam, sah er einen Bulldozer. Der weckte sein Interesse, er suchte den Eigner und traf Mr. Ashton, den Besitzer eines Bauunternehmens. Der bot ihm an, zwei Tage pro Woche mit dem Bulldozer bei ihm zu arbeiten. Homer nahm an und entschied zudem, auch an der Schwesternkapelle weiter zu bauen. Bis zum Mittag arbeitete er an den Grundmauern der Kapelle, abends half *Schmidt*, wie ihn die deutschen Nonnen nannten, weiter beim Lernen der englischen Sprache. Der Bau ging nur langsam voran, da die Schwestern kein Geld hatten und es an Baumaterial fehlte. Die Oberin drängte Homer, den Bau zu vollenden. „Wissen Sie, was wir alles durchgemacht haben, um hierher zu kommen? 8000 Meilen sind wir geflohen und wir werden nicht aufgeben.“ Homer bellte zurück: „Was bilden Sie sich ein. Verbergen sich hinter einer Uniform. Sie klingen wie aus einem Kriegsfilm, wie eine Wiederkehr Hitlers. Suchen Sie sich jemand anderen.“ Einige Wochen vergingen und auf der Baustelle wurde nicht gearbeitet. Dann, auf dem sonntäglichen Rückweg von der Heiligen Messe, den die Nonnen wie stets zu Fuß machten, kam ihnen Homer Smith mit seinem Wagen entgegen und lud sie zum Mitfahren ein. Homer wollte nun die Kapelle fertigstellen. Seine Rückkehr hatte auch die Anwohner angespornt und sie brachten das nötige Baumaterial vorbei. Selbst mexikanische Nachbarn halfen unaufgefordert mit. Dies gefiel Homer weniger, da er die Kapelle allein bauen wollte. Er legte sich auf einen Baumstamm und sah beim Arbeiten zu. Als die Oberin feststellte, dass beim Bau immer mehr schiefging, versuchte sie, die Situation zu klären. Die Oberin sprach kein Spanisch, die Mexikaner verstanden sie nicht und waren kurz davor, die Arbeit hinzuwerfen. Nach Intervention des mexikanischen Dorfwirts und Ladenbesitzers Juan übernahm Homer die Leitung der Arbeiten. Am Abend vor der Fertigstellung des Kapellenbaus gelang es Homer, der Oberin, für die nicht *Schmidt*, sondern Gott die Kapelle gebaut hatte, ein widerwilliges Dankeschön zu entlocken. Danach beteiligte Homer sich nicht mehr an der festlichen Kirchweihe, sondern verließ, während die Nonnen mit der Gemeinde ‚Amen‘ sangen, den Raum, packte seine Sachen zusammen und verließ mit seinem großen Plymouth Kombi die Farm der Nonnen.“



Als wir nach dem Film in der Marktstraße auf die Rückbank von Onkel Hayos Käfer krabbelten wirkten meine Cousinen so beschwippt wie auf Tante Manns Geburtstagsfest nach dem zweiten Glas Sekt. Später stellte sich heraus, dass Renate Tante Traudi auf den Film aufmerksam gemacht hatte. Sie



wollte den Film sehen, weil sie sich mit einem Afrikaner befreundet hatte, der an der Lehrstätte des Goethe-Instituts in Murnau einen Deutschkurs für Ausländer absolvierte. Manchmal besuchte sie mit ihm und Sybille die Eisdielen mit Musicbox in der Marktstraße. Die Lehrstätte zur Ausbildung ausländischer Deutschlehrer mit einem Wohnheim für die Auszubildenden lag östlich der Olympiastraße an der Weindorfer Straße zur Unfallklinik. Der Unterricht begann dort 1953. Da die Amerikaner ab Mitte Mai 1945 alle Kasernen und Einrichtungen der Wehrmacht wie der Waffen SS, besetzt und mit eigenen Einheiten belegt hatten, in denen auch viele schwarze Soldaten dienten, waren die Einwohner daran gewöhnt, auf den Markt- oder Dorfstraßen Oberbayerns schwarzen Gesichtern in der olivgrünen Uniform der US Army zu begegnen. Ab Mitte der fünfziger Jahre konnte man in Murnau aber auch schwarze Menschen aus Afrika treffen.

Es waren meist Deutschlehrer, die am Goethe-Institut Fortbildungskurse absolvierten. Damals waren es nur wenige, aber nachdem viele Staaten Afrikas unabhängig geworden waren, wurden es mehr.



Das Foto nebenan war eine Ausnahme. Erstens war es Sommer und zweitens wahrscheinlich keine Alltagssituation.

Der Film, den wir gesehen hatten, spielte ja nicht in Afrika, sondern in der Vereinigten Staaten. Die Schwarzen Afrikas hatten sich von den weißen Kolonialisten befreit und regierten nun unabhängige Staaten. Die Männer, die in Murnau unterrichtet wurden, waren vollberechtigte Bürger ihrer Staaten. Die schwarzen Soldaten der Vereinigten Staaten waren das nicht. Sie mussten um ihre Gleichberechtigung kämpfen. Renates Freund schien sehr selbstbewusst. Er war der Sohn eines Häuptlings im westafrikanischen Staat Togo. Das Land Togo war von 1885 bis 1914 Deutsches Schutzgebiet unter der Verwaltung eines kaiserlichen Kommissars. 1919 wurde der Westen Togos Teil der britischen Kolonie Goldküste. Die Franzosen übernahmen die Osthälfte. Aus Französisch Togo entstand im April 1960 der Kleinstaat Togo (gelb). Er ist etwas kleiner als Bayern, aber die Hauptstadt Lomé an der Küste ist von der nördlichsten Stadt Dapaong 620 km entfernt, während Garmisch im Süden Bayerns nur 364 km von Schweinfurt im Norden entfernt ist. Die Republik Togo ist wie Bayern ein Vielvölkerstaat mit sechs Sprachen. Seit 1919 waren die Amtssprachen Französisch, Ewe und Kabié. Renates Freund hieß mit Vornamen Yao und sprach Ewe. Ich kannte ihn nicht, aber sie sagte, dass Sidney Poitier ihm sehr ähnelte. Bisher hatte noch niemand sie angemacht, wenn sie mit ihm in der Marktstraße ausging. Das war nicht immer so.

Das beschauliche Murnau hatte sich in den zwanziger Jahren zu einer braunen Hochburg verwandelt: 1923 wurde die Murnauer NSDAP-Ortsgruppe gegründet und ab 1924 erhielten völkische und nationalistische Parteien bei Wahlen stets die Mehrheit. Der Murnauer Ingenieur Gottfried Feder, ein Gefolgsmann und Förderer Hitlers, brachte seinen Führer mehrfach in den Ort. Gastwirte und lokale Honoratioren übernahmen zumeist widerstandslos, oft aber auch begeistert bereits vor der Machtübernahme Hitlers den neuen, braunen Kurs. Hass und Hetze gegen „Alljuda“, die angebliche jüdische Weltverschwörung, blühten, obwohl in Murnau nur ein jüdischer Bürger lebte: der amerikanische Bankier James Loeb, Altertumsforscher, Mäzen und Philanthrop. Er ließ noch 1932 von seinem Geld das Murnauer Krankenhaus bauen und richtete eine Stiftung ein, gedankt wurde es ihm nicht. Loeb starb 1933, bevor er Schikanen und Vertreibung erdulden musste, die Erinnerung an ihn wurde im ganzen Ort gründlich getilgt. Der Fremdenverkehrsort meldete sich stolz als „judenrein“ wie bald darauf auch der Luftkurort Hohenpeißenberg im Ammertal. Onkel Hayo wusste davon, aber er war schweigsam. Er äußerte sich selten zur Politik und hielt sich auch Otto gegenüber mit Stellungnahmen zurück. Er war weder unparteiisch noch überheblich, aber vorsichtig. Er hatte erlebt, wie sein Vater von den Nazis behandelt wurde. Er hatte erfahren, wie rasch aus Frieden Krieg entstehen



kann. Als Wissenschaftler und Facharzt kannte er die Grenzen wissenschaftlicher Gesetze. Mutti hielt ihren akademischen Bruder für einen Skeptiker. Aber was unterscheidet einen Skeptiker von einem Intellektuellem? Danach würde ich Otto nach meiner Rückkehr nach Ebenhausen fragen.

Ich hatte mir vorgenommen am Silvestertag nach dem Frühstück per Anhalter nach Bad Kohlgrub, dann mit dem Lift zur Bergstation des Hörnle zu fahren und von dort zum Gipfelkreuz zu wandern. Die Cuosinen hatten keine Lust mitzukommen. Um halb elf stand ich allein am Ortsende von Murnau und nach wenigen Minuten wurde ich von einem Paar mitgenommen, das mich am Parkplatz der Schwebebahn, wie der Sessellift offiziell hieß, absetzte. Es war ein Doppelsessellift, aber der zweite Sitz blieb leer und so schwebte ich allein mit baumelnden Füßen über die verschneiten Hänge und

durch eine Schneise zwischen den Tannenbäumen auf etwa sechs Metern Höhe nach oben. Mein Blick war bergwärts gerichtet. Deshalb blieb die Höhenangst aus und nach knapp zwanzig Minuten

Fahrzeit für die zwei Kilometer verließ ich die Bergstation auf etwa 1400 m Höhe und stieg auf den ersten Gipfel des vorderen Hörnle. Die Aussicht auf die Bergketten der Alpen im Süden war ungetrübt, aber das Alpenvorland im Norden versteckte sich unter diesigem Nebel. Seit Sommer 1960 wollte ich wie Wölfi aufs Hörnle, aber erst dieses Jahr im August stand ich mit Shelagh zum ersten Mal auf dem Hörnle. Der Berg hat drei Gipfel: Das vordere Hörnle, das mittlere und das hintere Hörnle. Das Kreuz des vorderen Gipfels erhebt sich über der Bergstation und der Hörnlehütte auf einer hölzernen Plattform (unten links). Zwei gekreuzte Stahlrohre stehen auf einem Betonsockel in der Mitte einer runden Sitzbank mit Blick in alle Richtungen. Von dort kann man im Osten den zweiten Gipfel sehen, auf dem ein mehrere Meter hohes Kreuz aus schlichten Vierkantbalken steht (siehe nächstes Bild). Das dritte Kreuz auf dem hinteren Hörnle steht zwei Kilometer entfernt vom



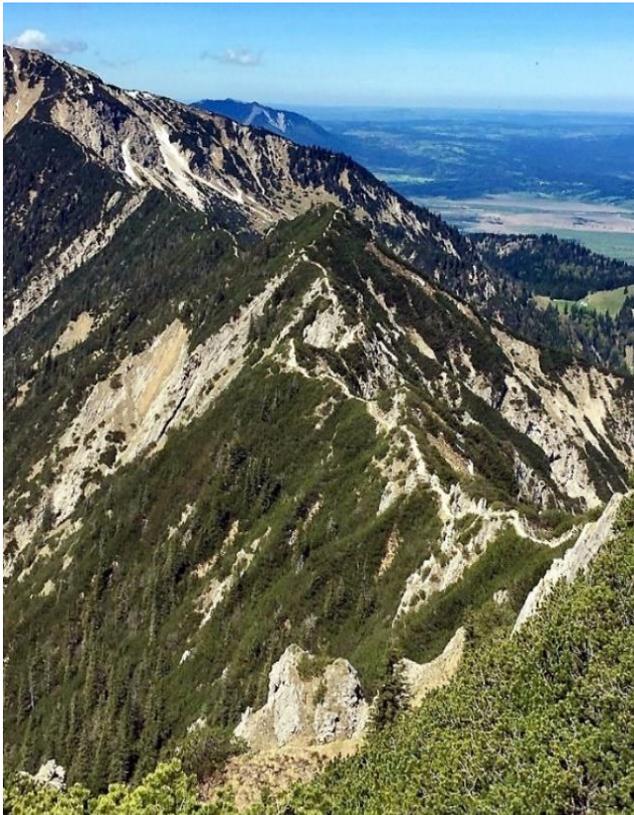
mittleren Gipfel und ist mit fast 1.550 Meter der höchste Gipfel und auch sein Kreuz ist das höchste auf dem Berg (unten rechts). Der Höhenunterschied zu Bad Kohlgrub betrug mehr als 600 Meter. Das war fast doppelt so hoch wie der Eiffelturm oder das Empire State Building. Auf dem Hörnle hatte ich keine Höhenangst. Es gab keine schmale Pfade über abgründigen Felswänden auf beiden Seiten wie auf dem Heimgarten, der weit über zweihundert Meter höher ist als das Hörnle. Diese Geschichte fiel mir ein, während ich mich an Silvester vom Mittleren Hörnle auf den Weg zum Hinteren Hörnle machte. Als ich im Sommer mit Shelagh hier wanderte, waren die Pfade trocken, die Wiesen grün,



der Himmel blau und die laue Luft duftete nach Tannen und Bergkräutern. Die Aussicht in alle Himmelsrichtungen war unbehindert und es war still. Weder Menschenstimmen noch der Lärm von Motoren war zu hören. Wir fühlten die Nähe des Himmels und küssten uns unter dem Gipfelkreuz,

an dessen Längsbalken eine ovale geschnitzte Holzplatte zum Gedenken an die in den beiden Weltkriegen Gefallenen angebracht war. Unter einem Eisernen Kreuz und den Jahreszahlen 14-18 und 39-45 stand folgendes: „Von dieser stillen Bergeshöh grüßen wir unsere Helden. Es mögen ihr Geist und Opfermut im Volke niemals Verwelken. Errichtet vom G.T.E.W. Edelweiß, Bad Kohlgrub 1934“. Daneben entdeckten wir eine Art Briefkasten mit Blechklappe. Darin fanden wir ein Gipfelbuch, das zur Hälfte mit Einträgen von Wanderern beschrieben waren. Die meisten waren kurz wie der letzte: „Wir kommen aus Köln am Rhein. Es ist herrlich hier. Franz und Inge Schaller 18.8.1963“. Shelagh hatte einen Kuli in der Tasche, holte ihn raus und gab ihn mir: „Wir sollten auch was schreiben.“ Ich sah in ihre grünbraunen Augen und schrieb: „Schöne Gegend, tolle Aussicht! Burkhardt aus Hohenpeißenberg.“ Sie schrieb darunter: „Marvellous – Shelagh from England 18/8/1963.“ Nun wollte ich nachsehen, ob dieser Eintrag noch vorhanden war. Warum? Weil ich konnte. Ich fand, was ich gesucht hatte, riss unseren Eintrag vorsichtig heraus und steckte ihn ein.

Der einzige Berg, den ich vor dem Hörnle bestiegen hatte war der Heimgarten, einen fast zehn Kilometer langen Vorberg zwischen Loisachtal und dem Kochel- und Walchensee. Im Sommer 1960 hatte Jörg mich zu einer Bergwanderung mit Sabine Eberhard und zwei Haustöchtern auf den Heimgarten mitgenommen. Wir fuhren früh mit dem ersten Zug von Hohenpeißenberg nach Weilheim, stiegen dort in den Zug nach Garmisch und verließen ihn am Bahnhof Ohlstadt. Nach wenigen Minuten durch das Dorf folgten wir einer Forststraße durch den Bergwald. Später gelangten wir durch enge Pfade, ein Bachbett und einen Graben zu einem Blockhaus mit dem Namen Bärenfleckhütte. Danach ging es durch lichten Wald und dann über einen grasigen Hang weiter bergauf, bis wir in vielen Serpentin den Verbindungsrücken zwischen Heimgarten und Herzogstand



erreicht hatten. Der breite Schotterweg auf dem Bergkamm, der zum Gipfelkreuz auf 1790 Meter Höhe führte, endete an der Heimgartenhütte, einem bescheidenen einstöckigen Gebäude mit einer kleinen Terrasse für etwa vierzig Besucher. Der Fußweg zum Herzogstand war ein Gratweg. Es waren nur zwei Kilometer zum Herzogstand, aber schon vom Hingucken wurde mir schwindelig. Jörg ging voran, die Mädels hatten kein Problem und machten sich juchzend auf den Weg. Ich wollte kein Hosenscheißer sein und versuchte meine Augen gesenkt zu halten, weder nach links noch nach rechts zu gucken, sondern mich voll auf den engen Pfad vor meinen Füßen zu konzentrieren. Wenige Minuten nachdem wir uns zur Mittagszeit auf den Weg zum Herzogstand aufgemacht hatten, zogen Wolken auf, Wind meldete sich, das Grollen eines Gewitters näherte sich von Westen, erste Tropfen fielen auf heiße Felsen, Nebelschwaden bildeten sich, die Luft wurde feuchter und die Hitze des Mittags

verschwand wie das Licht der Sonne. Ich war erleichtert, dass die Abgründe der Felshänge im Nebel verschwanden, hielt den Kopf gesenkt und meine Augen folgte den Schuhen von Sabine, die nun vor mir hinter meinem großen Bruder Jörg herlief, der entschieden hatte, unseren Ausflug zum Herzogsstand abubrechen und uns heil zurück zum Bahnhof von Ohlstadt zu bringen. Das waren nur etwa sechs Kilometer, aber wenn es in den Bergen zu einem heftigen Gewitter kommt, verwandeln sich Rinnsale in reißende Bäche, feuchtes Gelände in Sumpf, bröckliges Gestein in Geröll und aus glatten Steinen werden Stolperfallen. Der Rückweg auf dem Grat erschien mir endlos. Ein falscher Schritt, ein Torkeln konnte zum Absturz führen. Dann gab es keinen Halt an den steilen Felshängen.

Meine Gefühle waren tiefgefroren als wir endlich an der Heimgartenhütte ankamen. Aber die Gefahr war nicht vorbei, denn nach dem Abstieg zur Bärenfleckhütte mussten wir noch durch den Graben und das Bachbett, in dem nun kniehoch das Wasser vom Berg abfloss. Erst auf dem Forstweg hatte sich die Lage entspannt, das Gewitter zog ab und als wir um fünf Uhr am Bahnhof von Ohlstadt ankamen schien die Sonne wieder, als sei nichts passiert. Auf der Rückfahrt zum Hohenpeißenberg waren wir alle erleichtert und die Ängste beim Abstieg verblassten wie viele Alpträume nach dem Zähneputzen. Diesmal stand ich auf einem verschneiten Berg. Die Schneedecke war dünn und die Tannen schneefrei. Aus dem Westen kamen Wolken, bedeckten den Himmel und tauchten die



Landschaft in fahles Licht. Das Blau des Staffelsees war so unsichtbar wie der See, der noch teilweise zugefroren, nun in milchigen Dunst verschwand. Ich hatte das Gipfelbuch gefunden und nach langem rückwärtsblättern, auch unseren Eintrag. Es gab ihn noch, aber zugleich, spürte ich, wie ich an unserer Zukunft zweifelte. Vieles konnte passieren, bevor wir uns in fast sieben Monaten wiedersehen würden. Das Zwielight des Nachmittags überlagerte meine sonnigen Sommererinnerungen. Auf dem Weg zurück zur Hörnlehütte und auf dem Fußweg unter der Seilbahn nach Bad Kohlgrub, fühlte ich mich wie ein mutterloses Kind.

Mir war zum Weinen, aber es ging nicht. In meinem Kopf ging alles durcheinander, der Verlust an Heimat, Freunden und Bekannten war schmerzhaft. Vor allem vermisste ich meinen Bruder Fritz. Auch Shelagh könnte wie eine Fata Morgana in der arabischen Wüste verschwinden und ihr Bild verblasen. Ich musste stark sein, aber fühlte mich schwach und brauchte doch mehr Kraft als je zuvor. Gott konnte mir nicht helfen. Wer für



den Kosmos zuständig ist, kann keine Sandkörner zählen. Und ich war ein Sandkorn. Der Fahrer des Wagens, den mein goldener Daumen in der Ortsmitte von Bad Kohlgrub dazu brachte, sein Auto anzuhalten und mich mitzunehmen, konnte mein Gesicht lesen. Es war George, gesprochen wie Georg auf bayrisch, *Dschorsch*, der freundliche Soldat von der AFN-Funkstation auf dem Hohenpeißenberg. Er sah aus wie Sidney Poitiers. Er saß in seinem gut geheizten Straßenkreuzer Ford Edsel in zwei Farbenlackierung – Dach und Flanken Kornblumenblau, Kofferraumdeckel und Motorhaube weiß, kurbelte das Fahrerfenster runter und begrüßte mich mit: „Hey boy, what’s up with you. You look sad. You need a lift home? Drop in!“ Er rauchte, bot mir eine Kent an, drückte den Anzünder und als der rausprang, holte ich ihn raus, entzündete die Filterzigarette und rauchte sie

mit Genuss. Das Radio war auf AFN eingestellt, aber spielte einen englischen Schlager, der auch in Westdeutschland ein Hit, also ein Kassenschlager war: „I want to hold your hand“. Die Musik der ‚Beatles‘ weckte mich auf. Der Song klang frisch und entschlossen, die Botschaft war eine eindeutige Liebeserklärung: „Ich möchte deine Hand halten und wenn ich dich berühre, spüre ich Glück in mir und hab das Gefühl, dass ich meine Liebe nicht verbergen kann.“ Das Geräusch des mächtigen Motors war im Innenraum kaum zu hören und der Lautsprecher im Armaturenbrett gab die Musik so klar wieder wie das Radio zu Hause. Das Auto hatte ein Automatikgetriebe und George musste nicht schalten. Es gab weder Kupplungspedal noch Ganghebel. Mit der einen Hand hielt der das Steuer, mit der anderen rauchte er. Dabei bewegte er seinen Oberkörper im Rhythmus der Musik und sang mit. Er war gut gelaunt und unterwegs zu einer Silvesterfeier „with friends“. Als er kurz vor der Ludwigshöhe am Maria-Antonienweg anhielt, um mich rauszulassen, brachte er mich mit den Worten „Keep-smiling!“ zum Lachen. Er reagierte darauf mit einem breiten Grinsen, das seine weißen Zähne zum Strahlen brachten, zwinkerte mit den Augen, als sei er erstaunt und sagte „Wow, it works! Stay well!“ Dann winkte er aus dem Fenster, drückte das Gaspedal durch und fuhr mit blubberndem Motor und fröhlich hupend Richtung Murnau. Das Nummernschild am Heck des Wagens wurde von einer Lampe unter der Kofferraumhaube beleuchtet: 3C – 53304, darunter: U.S. FORCES IN GERMANY.

George hatte mich angesteckt und meine schlechte Laune vertrieben. Es war, als ob ein Engel gekommen war, um mich aufzumuntern. Ich fühlte mich nicht mehr allein gelassen. Was für ein Zufall. Seit fünf Monaten lebe ich nicht mehr am Berg, aber George hat mich auf der Hauptstraße von Bad Kohlgrub erkannt und angehalten. Ich hatte Glück, auch wenn es nach Murnau nur acht Kilometer waren. Der nächste Zug wäre erst eine Stunde später gefahren und zu Fuß hätte es eineinhalb Stunden gedauert. Ich war erleichtert wie vor zwei Jahren am Bahnhof in Ohlstadt, als nach dem abenteuerlichen Abstieg vom Heimgarten die Gewitterwolken abgezogen waren und die Abendsonne die steilen Felsen des Gratweges in goldenes Licht tauchte. Jetzt stand ich im Licht der Straßenlaterne an der Einmündung des Maria-Antonien-Wegs. Es war bereits dunkel und noch sieben Stunden bis zum Jahreswechsel, der Weg voller Schneematsch und so kam ich mit feuchten Schuhen am Haus von Onkel Hayo an. Der Vorraum, wo sonst die Hunde warteten, war leer. Onkel Hayo und Tante Traudi saßen lesend im Wohnzimmer. Sybille und Renate waren mit den Hunden zum Milchholen ausgegangen. Das Silvester-Büffet mit anschließender Feier sollte um neun Uhr abends beginnen. Bis dahin hatte ich Zeit in Frau Jerschkes Wohnzimmer zu lesen und meinen Jahreskalender abzuschließen. Tante Traudi gab mir ein Kännchen Tee und ein Stück Käsekuchen mit. Damit ging ich ins Erdgeschoss und setzte mich an den kleinen Schreibtisch, dem man nicht ansah, dass er aus China kam. Ich legte meinen katholischen Taschenkalender für das Jahr 1963 auf die Tischplatte und trug wie seit Jahresbeginn in fünf



kurzen Zeilen pro Tag ein paar Stichworte ein, die den Tagesablauf bzw. seine Ereignisse für die Erinnerung festhielten. Nach dem 31. Dezember endet das Jahr mit einem letzten Aufruf: „Wir wollen nicht müde werden dem Stern der Verheißungen zu glauben und den singenden Engeln ihr Gloria zuzugestehen, wenn auch manchmal unter Tränen. Es wurde doch unsere Not gewendet. – Alfred Delp S.J.“

Auf der Seite gegenüber folgt eine kurze Geschichte des II. Vatikanischen Konzils vom 25.1.1959 bis zum Beginn des Konzils am 11. Oktober 1962, danach eine Übersicht der bisherigen 20 allgemeinen Konzilien und ein einseitiger Jahreskalender für das Jahr 1964. Ein paar Blätter für Notizen blieben leer. Auf jeder Seite steht nur ein aufmunternder Spruch. Auf der ersten einer von Anselm Feuerbach: „Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eignen Leid zu spielen.“ Darunter habe ich eingetragen: 18.1.64 Griechisch, 14.1.64 Physik Schulaufgabe. Nach einem Absatz folgen die Noten zum Jahresende. Deutsch: 2, 2, 5 – Griechisch: 4, 4 – Latein: 5, 4 – Mathematik: 5, 4 – Englisch: 6, 3 – Geschichte: 3, 3, 4 – Biologie: 5, 3, 5 – Physik: 6 – Erdkunde: 2. Der

Spruch auf der nächsten Seite ist von Will Rogers: „Alles ist komisch, solange es jemand anderem passiert.“ Saublöd, weil Schadenfreude keine Freude ist. Darunter hatte ich geschrieben: „1969 Reisen: Rothenburg, Berlin, Saarbrücken. Birgit, Shelagh und in großen handgeschriebenen Buchstaben: Umzug – Was für ein Jahr – unermeßlich.“

Weitere Notizblätter oder Blätter für Adressen blieben leer. Der letzte Eintrag erfolgte am 31. Dezember: „Ab 10 Uhr Abend gefeiert, 6 Glas Punsch, Bleigießen, Raketen. 1 im Bett.“